

Vorbemerkung

Zum Werk

Der Titel der 1887 erschienenen Arbeit von Hans Wehrs über „Das Unbewußte im menschlichen Denken“ wurde 1914 in das Literaturverzeichnis A der „Traumdeutung“ Sigmund Freuds aufgenommen, und zwar anlässlich der 4. Auflage, die Otto Rank gemeinsam mit Freud bearbeitet hat. Das Literaturverzeichnis A enthält die Titel über den Traum und/oder das Unbewusste, die bereits vor 1900 erschienen sind (das Literaturverzeichnis B enthält die Titel, die nach 1900, also nach der Erstauflage der „Traumdeutung“, erschienen sind).

Es war vermutlich Rank, der die Arbeit von Wehr wichtig genug fand, um sie in das Literaturverzeichnis A der „Traumdeutung“ zu integrieren – *obgleich* Freud weder die Arbeit Wehrs in der „Traumdeutung“ noch den Autor in einer seiner sonstigen Schriften erwähnt hat. Rank gab einen Hinweis auf das Jahr (1887) und den Ort (Klagenfurt), aber keinen Hinweis auf den Verlag (k. k. Oberrealschule), in dem Wehrs Schrift erschienen ist. Die Herausgeber der „Traumdeutung“ in der „Freud-Studienausgabe“ (Fischer Verlag, Frankfurt/M., 1972, Band II) – Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey – haben die Existenz der Schrift von Wehr denn auch als „zweifelhaft“ bezeichnet, da sich deren Titel „als nicht verfizierbar erwiesen“ habe, wie sie schreiben (1972, S. 15). Nachfolgend wird die Schrift von Wehr, nach dem Original gescannt, wiedergegeben. Offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert; die Fußnoten, die sich im Original teilweise am Seitenende befinden, wurden in den Lauftext integriert. Die in eckigen Klammern stehenden Zahlen im Text bezeichnen das Ende der jeweiligen Seite im Originaldruck.

Zum Autor

Hans (Johann) Wehr wurde 1855 in Waidhofen a. d. Ybbs in Niederösterreich geboren. Als er seine Schrift über "Das Unbewußte im menschlichen Denken" veröffentlichte, war er (seit 1876) Lehrer für Mathematik und Geometrie an der k. k. Oberrealschule in Klagenfurt. 1903 wurde er zum Direktor der Staatsrealschule in Knittelfeld (Steiermark) ernannt; er blieb dies (vermutlich) bis 1909. Über sein Todesjahr ist nichts bekannt. (Dank an Wilhelm Wadl, Landesarchiv Klagenfurt, und Franz Mittermüller, Landesarchiv Steiermark).

Bernd Nitzschke

XXX. Jahresbericht
der
Staats-Oberrealschule
zu
Klagenfurt

Veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres

1887

Von dem Director

Josef Opl

Inhalt:

- I. Das Unbewusste im menschlichen Denken
Von Hans Wehr
- II. Schulnachrichten vom Director

KLAGENFURT

Druck von J & R. Bertschinger
Verlag der k. k. Oberrealschule

Das Unbewusste im menschlichen Denken

Von
Hans Wehr

I. Reiz- und Empfindungsschwelle

Alles menschliche Denken nimmt bei seinem synthetischen Aufbau seinen Ausgangspunkt von dem obersten und allgemeinsten unserer Denkgesetze, dem *Satz vom zureichenden Grunde*. Ebenso muss beim analytischen Denkverfahren alles auf dieses Princip zurückgeführt werden. Was Raum und Zeit für die Sinnlichkeit, das ist jener Satz für den Verstand – eine leere Form, die durch den besonderen Inhalt des Denkens ausgefüllt wird. So wie die ursprünglichen Eigenschaften des Raumes und der Zeit keine weitere Begründung mehr erfahren können, so ist auch der Satz vom zureichenden Grunde nicht beweisbar. Denn beweisen heißt Gründe anführen, und es wäre absurd, einen Grund dafür zu fordern, dass wir für jeden Vorgang in unserem Denken nach einem Grunde zu fragen das Recht haben. Genau besehen ist der Faden, an welchem die gesammte menschliche Verstandesthätigkeit verläuft, ein beständiges Fragen nach dem »Warum?«

Unter den (vier) verschiedenen Gestalten, in welchen der Satz vom Grunde Anwendung findet, heißt jene, die sich auf sinnlich wahrnehmbare, also materielle Erscheinungen bezieht, speciell »*Causa litä*«, und das, was man im allgemeinen »*Grund*« nennt, heißt in diesem besonderen Falle »*Ursache*«. Für den Bereich der sinnlichen Wahrnehmung heißt also der allgemeine Satz vom Grunde speciell das »*Causalitätsgesetz*«, welches lautet: Jede materielle Veränderung in der Körperwelt hat eine ihr zeitlich vorhergehende Ursache. Dieser Satz ist kein Erfahrungssatz, vielmehr beruht jede Erfahrung auf demselben und wäre ohne ihn gar nicht möglich, was der Idealist *Schopenhauer* und der Empirist *Helmholtz* an mehreren Stellen übereinstimmend bewiesen haben. [3]

Die Theorie der Erfahrung lehrt, dass jede, auch die primitivste Sinneswahrnehmung nie ohne Mitwirkung des Verstandes erfolgt. Wenig Aufmerksamkeit genügt, um einzusehen, dass wir bei den Sinnesperceptionen nicht etwa bloß *p a s s i v*, sondern recht eigentlich *a c t i v* sind. Mit jeder uns zugeführten Empfindung weiß der Verstand nichts anderes zu thun, als die ihm apriorische Form der Causalität darauf anzuwenden und sich zu dieser Empfindung als einer Wirkung die entsprechende Ursache zu construieren. Es ist unserer Natur ferner eigen, diese Ursache gewöhnlich nach außen zu verlegen (zu projicieren). Die Gesammtheit aller so vom Verstande construierten Ursachen ist das, was wir die sinnlich wahrnehmbare Welt nennen. In diesem Construieren von Ursachen haben wir von Kindheit auf eine solche Übung erlangt, dass wir nur durch die abstumpfende Macht der Gewohnheit uns des sich hiebei vollziehenden Denkprocesses kaum mehr bewusst werden.

Jede solche äußere Ursache, welche eine Sinnesempfindung veranlasst, wird »*R e i z*« genannt. Durch Vermittlung der Nerven, deren periphere Enden durch diesen Reiz afficiert werden, wird der empfangene Eindruck zum Gehirne fortgeleitet und hier vollzieht sich jener gänzlich räthselhafte und dunkle Process, durch welchen der Reiz in eine bewusste Empfindung umgewandelt wird. *H e l m h o l t z* (Lehre von den Tonempfindungen) sagt hierüber: »Die Untersuchung der Vorgänge in unseren Sinnesorganen hat drei verschiedene Theile: einen physikalischen, wie das Agens, welches die Empfindung erregt, also im Ohre der Schall, bis zu den empfindenden Nerven hingeleitet wird; einen physiologischen – Untersuchung der Erregung der Nerven, welche verschiedenen Empfindungen entsprechen; einen psychologischen, nach welchem aus solchen Empfindungen Vorstellungen bestimmter äußerer Objecte, d. i. Wahrnehmungen werden.«

Die äußeren Reize sowohl, als auch die Empfindungen sind von verschiedener Qualität und die durch verschiedene Nervengruppen vermittelten Empfindungen lassen oft gar keinerlei Vergleichung zu. So sind z. B. Gesichts- und Gehörs wahrnehmungen (wenigstens subjectiv genommen) qualitativ verschieden. Hingegen haben Reize und Empfindungen von einerlei Art zuweilen das Merkmal mathematischer Größen an sich, d. h. sie sind dem Grade nach, also intensiv abgestuft und in diesem Sinne sprechen wir von Licht- und Schallstärke. Bei solchen, nur quantitativ verschiedenen Empfindungen kann a priori behauptet werden, dass zwischen der Stärke des Reizes und jener der correspondierenden Empfindung ein functioneller Zusammenhang in dem Sinne [4] bestehen muss, dass unter gegebenen Umständen jeder Reizstärke auch eine bestimmte Intensität der Empfindung

entspricht, und dass diese sich mit jener ändert. Mathematisch ausgedrückt: Die Intensität der Empfindung ist eine Function der Reizstärke.

Es wäre nun gewiss von Interesse, die mathematische Form dieser Function auszumitteln. Doch dies ist keine leichte Aufgabe, da die Grundbedingung einer gedeihlichen Untersuchung dieser Frage noch nicht geschaffen ist. Denn die experimentelle Erforschung dieses Abhängigkeitsgesetzes setzt die Möglichkeit des genauern Messens der Reiz- und Empfindungsstärke voraus; die Reizstärke, als ein äußeres Object, wird sich zwar wohl in manchen einfachen Fällen messen lassen, hingegen wird es der größten Schwierigkeit begegnen, dasselbe bezüglich der Empfindungsstärke zu leisten, da diese etwas rein Subjectives ist. Ein anderer als der experimentelle Weg aber ist unbedingt ausgeschlossen. Indes wollen wir doch an der Hand einiger zweifellos feststehenden Thatsachen theoretische Betrachtungen über die Form dieser Function anstellen.

Hier tritt uns nur zunächst die Erfahrung entgegen, dass nicht jedem beliebig kleinen Reize eine Empfindung entspricht, sondern ein äußerer Reiz muss seiner Größe nach schon eine bestimmte Minimalgrenze überschritten haben, um überhaupt dem Bewusstsein eine Empfindung zuzuführen. Wenn ich auf meine flach hingestreckte Hand ein Gewicht von 1 kg lege, so werde ich den Druck desselben deutlich fühlen, dagegen wird ein Gewicht von 01 mg wahrscheinlich gar nicht empfunden werden. Hieraus ist zu ersehen, dass der mathematische Wert der Empfindungsintensität für alle Reize gleich Null bleibt, welche ein gewisses Minimum an Stärke noch nicht überschritten haben. Wir wollen etwa jenen geringsten Grad des Reizes, bei welchem erst die Empfindung beginnt, die »Reizschwelle«, die derselben correspondierende Empfindung aber (nach Fechner) die »Empfindungschwelle« nennen.

Ist die Reizschwelle einmal überschritten, so entspricht jedem Werte der Reizstärke eine gewisse Empfindungsintensität und es kann wohl a priori behauptet werden, dass die letztere mit der ersteren beständig zunimmt. Je größer der Reiz, desto stärker ist auch die entsprechende Empfindung. Der Mathematiker würde in seiner präzisen Sprache sagen: Die Function, welche die Abhängigkeit der Empfindungsintensität von der Reizstärke ausdrückt, hat die Beschaffenheit, dass ihr erster Differenzialquotient positiv ist.

Die damit eruierte Beschaffenheit der in Frage stehenden Function hat indes gewiss auch eine obere Grenze, über welche hinaus das Ge-[5]sagte nicht mehr gilt. Denn bei fortwährendem Wachsen der Reizstärke wird die Empfindung (der Schmerz) wieder dumpfer, die Empfänglichkeit dafür abgestumpft, bis endlich völlige Bewusstlosigkeit, d. i. Aufhören jeder Empfindung eintritt. Für alle Werte der Reizstärke welche sich jenseits dieser »oberen Reizschwelle« befinden, ist also der correspondierende Wert der Empfindungsintensität wieder permanent gleich Null. Welches die Form der Function innerhalb dieser beiden Grenzen ist, darüber ist noch wenig Zuverlässiges bekannt. Der erste Versuch nach dieser Richtung ist von F e c h n e r gemacht worden.

Uns interessiert hier vornehmlich nur die Thatsache, dass es eine Empfindungsschwelle gibt, d. h. dass Reize so schwach sein können, dass ihnen überhaupt keine bewusste Empfindung correspondiert. Eine Farbe, ein Ton, ein auf unseren Körper ausgeübter Druck, ein uns zugefügter Schmerz, alle diese äußeren Reize dürfen nicht zu schwach sein, sondern müssen eine gewisse Minimalgrenze bereits überschritten haben, um überhaupt empfunden zu werden. Aus dieser einfachen und oft beobachteten Thatsache lassen sich weitgehende Folgerungen ziehen.

Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, dass diese Empfindungsschwelle nicht nur bei verschiedenen Menschen verschieden, sondern auch bei einem und demselben Individuum je nach Umständen nicht constant, sondern variabel, verschiebbar ist. Dass wir je nach der momentanen Disposition, in der wir uns befinden, manchmal auf die zartesten Reize reagieren und manchmal ganz eigenthümlich stumpfsinnig sind, manchmal besser, manchmal schlechter sehen oder hören, für Kälte, Hitze, Schmerz u. dgl. zuweilen mehr oder weniger empfindlich sind, ist hinlänglich bekannt und ist ein Beleg für die Veränderlichkeit der Empfindungsschwelle, bezüglich welcher wir eine Verschiebbarkeit in doppelter Richtung zu constatieren haben. Es kann dieselbe so verrückt werden, dass Reize, welche früher zu schwach waren, um bewusste Empfindungen zu veranlassen, dies jetzt vermögen, dass also unserem Bewusstsein jetzt Wahrnehmungen zugänglich gemacht werden, die früher unbewusst blieben. In diesem Falle sagen wir, die Empfindungsschwelle wird i m S i n n e g r ö ß e r e r W a h r n e h m u n g s f ä h i g k e i t verschoben. (Du Prel »Philosophie der Mystik«). Dies entspricht also einer Verfeinerung unserer Sinne. Das Gegentheil davon, die Abstumpfung derselben, bezeichnen wir als eine Verschiebung der Empfindungsschwelle i m S i n n e g e r i n g e r e r W a h r n e h m u n g s f ä h i g k e i t.

Es könnte nun leicht jemand so naiv sein und meinen, dass die Wirkungen unterschwelliger Reize, als zu schwach, um bewusste Empfindungen hervorzurufen, füglich aus jeder Betrachtung fortgelassen werden können, denn was in mir nicht bewusst wird, ist für mich über-[6]haupt nicht da. Dies wäre aber ein etwas voreiliger Schluss. Im Gegentheile ist die Gesamtwirkung aller dieser Reize auf uns oft eine sehr bedeutende und darf aus dem Calcul nicht so ohneweiters eliminiert werden. Ein Zustand, in welchem unsere Empfindungsschwelle sehr bedeutend im Sinne geringerer Wahrnehmungsfähigkeit verschoben ist, ist der Schlaf, woselbst wir gegen mancherlei äußere Einflüsse wie Licht, Wärme, Schall u. dgl. doch sehr wenig empfindlich sind und nichts von dem merken, was um uns vorgeht. Man gebe nun einmal einem Kranken, während er schläft, eine heilkräftige Medicin, oder einem Gesunden ein Gift ein. Werden diese Agentien etwa deswegen ohne Wirkung bleiben, weil der Schläfer nichts davon merkt? Ein Blinder reagiert auf keinerlei Lichteindrücke und weiß nicht, ob er sich in einem hellen oder einem dunklen Raume befindet. Und doch möchte ich trotz dieser absoluten Empfindungslosigkeit gegen Lichteindrücke, von denen auch die stärksten für ihn unterhalb der Schwelle liegen, bezweifeln, dass es für seinen Gesundheitszustand völlig einerlei sein soll, ob er sich in hellen oder in dunklen Räumen aufhält, und möchte meinen, dass er zu seinem körperlichen Gedeihen des Lichtes so gut bedarf, wie die Pflanze, die ja doch auch nicht sieht.

Nach dem allgemeinen Causalgesetze muss jede Ursache ihre Wirkung nothwendig hervorbringen, daher auch unterschwellige Reize sich irgend wie äußern müssen. Wir wollen diese Wirkungen unter dem Ausdrücke »u n b e w u s s t e E m p f i n d u n g e n« zusammenfassen, wobei ich es dahingestellt lasse, ob der Ausdruck glücklich gewählt ist oder nicht, es handelt sich ja nur um eine Verständigung über das Wort.

Nun hängt unser ganzes Vorstellungsleben vornehmlich von den uns auf was immer für einem Wege zugeführten Empfindungen ab; diese bestimmen in erster Linie den physischen Zustand unseres Organismus und durch diesen unser physisches Leben. Unsere gesammte, geistige Thätigkeit, die ja doch ihren wesentlichsten Bestandtheilen nach Product der Erfahrung ist, hängt ab von der Summe aller jener Eindrücke (Empfindungen), die wir seit dem Beginne unseres Daseins entweder durch directe Wahrnehmung, oder durch Reproduction, oder durch Vermittlung Anderer in der Form der Belehrung und des Unterrichtes empfangen haben. Mag es nun immerhin gewiss sein, dass nach dieser Richtung hin die bewussten Empfindungen als die stärkeren prävalieren, so ist doch ebenso wenig

daran zu zweifeln, dass die früher sogenannten »unbewussten Empfindungen« bei dem Entstehungsprocess unserer Vorstellungen nicht ohneweiters ignoriert werden dürfen. Jedenfalls sind dieselben auf unser Vorstellungsleben einflussnehmend und können auf dasselbe modificierend einwirken. Ja, der Gedanke lässt sich nicht so [7] ohneweiters abweisen, dass unterschwellige Reize in ihrem Zusammenwirken vielleicht die Production **b e w u s s t e r** Vorstellungen ermöglichen oder doch dazu beitragen können. **I n d e n** **u n t e r s c h w e l l i g e n** **R e i z e n** **g l a u b e** **i c h** **a l s o** **d i e** **e i n e** **Q u e l l e** **d e r** **P r o d u c t i o n** **v o n** **V o r s t e l l u n g e n** **z u** **e r k e n n e n**, **w e l c h e** **a u s** **d e m** **U n b e w u s s t e n** **a u f t a u c h e n**, d. i. Vorstellungen, die plötzlich auftreten, ohne dass wir der Ursache nachspüren können, welche sie veranlasst hat. Im nächsten Capitel werden wir eine zweite, vielleicht noch ergiebige Quelle solcher Vorstellungen kennen lernen.

II. Die Entwicklungsfähigkeit unserer Sinne

Unsere Empfindungen werden der Qualität nach in Gesichts-, Gehörs-, Geschmacks-, Geruchs- und Tastempfindungen eingetheilt. Subjectiv verschieden ist dabei eben nur die Art der Empfindung, die weder beschrieben noch definiert werden kann, objectiv sind es die verschiedenen Nervenpartien, die dabei ins Spiel treten. Zweifellos sicher ist ferner, dass unsere Wahrnehmungen nicht **a l l e i n** von der Art des äußeren Reizes, sondern ebenso, ja noch viel mehr abhängig sind von der Beschaffenheit jener Organe, welche durch diesen äußeren Anstoß zur Thätigkeit angeregt werden. Bei der Entstehung des Weltbildes in uns sind offenbar zwei Factoren mitthätig, ein objectiver, d. i. die Gesammtheit der auf uns von außen einwirkenden Impulse und ein subjectiver, d. i. unsere Organisation, die Beschaffenheit unserer Nerven, welche auf diese äußeren Reize reagieren und nicht minder die Beschaffenheit des Centralorganes, das von allen Empfindungen Kenntniss erhält, und in welchem erst die Umwandlung des Reizes in Empfindung stattfindet. Mit anderen Worten: Die Art unseres Empfindens und Wahrnehmens ist ganz besonders abhängig von der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens, dessen materielles Substrat das Gehirn ist.

So selbstverständlich dies auch ist, der naive Menschenverstand bequemt sich doch schwer zu dieser Auffassung. Ihm scheint es keinem Zweifel unterworfen zu sein, dass die Welt ganz unabhängig von unserem Bewusstsein, und zwar gerade so da sein müsse, wie sie uns erscheint. Die gegentheilige Ansicht, die dahin geht, dass die Realität der Außenwelt nicht so ganz sicher gewährleistet ist, oder dass die Identität der Welt, wie sie uns erscheint, mit der Welt an sich, d. i. wie sie ohne Zuthat unseres Bewusstseins da sein soll, eine höchst unwahrscheinliche, wo nicht geradezu unmögliche Behauptung ist, diese Ansicht erscheint dem naiven Verstande höchstens als die Ausgeburt einer philosophischen Querkopfphantasie, die ja durchaus nicht ernst zu [8] nehmen sei. Trotzdem kann gesagt werden, dass vielleicht nichts gewisser ist, als dieses und dass klares Einsehen in dieser Sache auf Grund rein naturwissenschaftlicher Thatsachen ohne jede philosophische Speculation erreicht werden kann, wie wir im folgenden sehen werden.

Der physiologische Vorgang bei den Sinneswahrnehmungen ist zwar durchaus nicht frei von Dunkelheiten und den wesentlichen Bestandtheilen nach noch vollständig räthselhaft, aber das Wenige, was darüber feststeht, genügt vollständig, um die völlige Unhaltbarkeit jener Ansicht darzuthun, die sich der naive Menschenverstand von der Entstehung unseres Weltbildes macht. Betrachten wir nur in gedrängtester Kürze den Vorgang bei den Gehörs- und Gesichtspceptionen, so lehren Physik und Physiologie darüber Folgendes: Zu dem Entstehen einer Gehörsempfindung ist nothwendig, dass irgend ein Körper in schwingende Bewegung versetzt werde und dass die Anzahl der Schwingungen, die derselbe per Secunde macht, größer als 32 und kleiner als 36000 sei. Ueber und unter diesen Grenzen wird nichts mehr als Gehörswahrnehmung empfunden. Diese Schwingungen müssen ferner durch irgend ein Mittel, gewöhnlich die Luft, fortgepflanzt und dem Ohre mitgetheilt werden, in dessen Innern dann der Gehörnerv zur Mitschwingung angeregt wird. Der Gehörnerv mündet aber in das allgemeine Sensorium ein, woselbst sich der freilich ganz unbekante Process der Umwandlung des Nervenreizes in eine bewusste Hörempfindung vollzieht. Die objectiv genommene, größere oder geringere Schwingungszahl per Secunde manifestiert sich subjectiv als Höhe oder Tiefe des Tones. Nun besitzt das menschliche Ohr in seinem innersten Theile, dem Labyrinth, eine höchst merkwürdige Einrichtung in dem sogenannten C o r t i s c h e n O r g a n, d. i. ein einem Claviere oder einer Harfe vergleichbarer Nervenapparat, der der Hauptsache nach aus mehreren tausend kleinen Fasern (Cortische Stäbchen) von verschiedener Länge besteht, deren jede auf einen bestimmten Ton gestimmt ist. Von diesen Fasern wird immer jene in

Schwingung versetzt, welche dem außen angeschlagenen Tone entspricht. Würde nun das menschliche Ohr mehr oder weniger solcher Fasern besitzen, so würde dasselbe dem entsprechend über mehr oder weniger Töne verfügen. Es leuchtet nun wohl ein, dass es ohne ein Ohr auch keinen Ton, sondern lediglich einen schweigenden Körper geben würde und dass somit nicht das äußere Object (der tönende Körper) allein, sondern auch die Beschaffenheit des Gehörorganes seinen Antheil an der Entstehung der Sinneswahrnehmung dieser Art hat. Die genannten Zahlengrenzen 32-36000 haben ihren Grund nicht im Object, sondern im Subject, dessen Empfänglichkeit für Tonempfindungen eben eine derart beschränkte ist. [9]

Das Verhältnis bei Gesichtswahrnehmungen ist ein ähnliches, nur ist hier eine weitaus größere Schwingungszahl der Aethertheilchen nöthig, damit der Sehnerv darauf reagiere. Der Höhe und Tiefe der Töne bei dem Gehöre entspricht hier die Verschiedenheit der Farben. Die geringste Anzahl von Schwingungen macht das rothe Licht, die größte das violette mit allen Zwischenabstufungen für die einzelnen Farben des Sonnenspectrums. Eine genauere Untersuchung des letzteren hat überdies gezeigt, dass diesseits des rothen und jenseits des violetten Lichtes sich noch dunkle Strahlen vorfinden, auf welche unser Auge gar nicht reagiert, die aber doch nachweisbar sind, u. z. die subrothen Strahlen an ihren Wärme-, die ultravioletten an ihren chemischen Wirkungen. Dass wir bei einer bestimmten Schwingungsgeschwindigkeit der Aethertheilchen gerade die Empfindung dieser oder jener Farbe, für die subrothen und ultravioletten Strahlen aber gar keine Empfindung mehr haben, daran ist zweifellos nichts anderes schuld, als die Organisation unseres Auges und nicht, wie der naive Verstand meinen würde, die vorgebliche Thatsache, dass es objectiv genommen nicht mehr Farben gibt. Unser Auge hat nun einmal die Beschaffenheit, nur auf solche Einflüsse zu reagieren, die sich innerhalb der Grenzen der Schwingungszahlen des äußersten rothen und violetten Strahles im Sonnenspectrum befinden, von anderen aber nicht afficiert zu werden. Dem gegenwärtigen Stande unseres Naturwissens nach scheint es, als ob die Vorgänge in der objectiven Welt sammt und sonders nichts anders als Schwingungen theils der Körper- theils der Ätheratome wären, und dass es nur an der Beschaffenheit der menschlichen Organe liegt, wenn wir je nach der Anzahl dieser Schwingungen per Secunde entweder eine Tast-, Gehörs-, oder Gesichtsempfindung haben. Es scheint somit ferner, als ob, so weit überhaupt von einer Beobachtung der objectiven Welt die Rede sein kann, (in letzter Linie ist natürlich auch dies nur eine subjective Wahrnehmung) alle Vorgänge in derselben nur eine q u a n t i t a t i v e Verschiedenheit nach Schwingungszahlen aufweisen

würden und die qualitative Verschiedenheit der Empfindungen erst durch Vermittlung unserer Organe und Nerven, bloß in unserem Bewusstsein zustande käme. In diesem letzteren, und nicht in den Dingen außer uns liegt der Grund, warum wir einmal eine Tast-, das andermal eine Gehörs- oder Gesichtsempfindung u. s. w. haben, ja warum wir durch gewisse Veränderungen in der objectiven Welt überhaupt gar nicht afficiert werden, und von denselben entweder gar keine Kenntnis, oder diese nur auf indirectem Wege erlangen.

Die Erläuterung der Abhängigkeit der Reactionen unserer Sinneswerkzeuge von der Bewegungsintensität in den äußeren Vorgängen [10] geschieht wohl am besten durch die Beschreibung eines von D o v e ersonnenen Versuches, die ich der Schrift D u P r e l s über »Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese« entnehme:

»Man denke sich in einem dunklen Zimmer einen Stab aufgehängt, der in vibrierende Schwingungen versetzt ist, deren Geschwindigkeit sich vermöge einer mechanischen Vorrichtung beständig vermehrt. Wenn sich der Stab anfänglich nur zweimal in der Secunde hin und her bewegt, so wirkt er auf den Tastsinn; seine Schwingungen werden bei unmittelbarer Berührung als Sinnenreiz empfunden, als Druckempfindung der Haut. Steigert sich nun die Geschwindigkeit bis auf 32 Bewegungen in der Secunde, so tritt bereits eine Fernwirkung ein; die Atmosphäre überträgt diese Schwingungen an unser Ohr, dessen Trommelfell 16mal Stöße von außen erhält und 16mal zurückweicht. Auf diese Bewegungsgeschwindigkeit reagiert der Gehörsinn durch einen tiefen Basston. In dem Maße, als die Schwingungen innerhalb einer Secunde sich vermehren, steigt die Höhe des Tones fortwährend, bis endlich bei einer Bewegungsgeschwindigkeit von 36.000 Schwingungen in der Secunde der höchste wahrnehmbare Ton erzeugt wird. Dann aber tritt in dem dunklen Zimmer Grabesstille ein, und während einer ganz bedeutenden Reihe von immer vermehrten Geschwindigkeiten reagiert keiner unserer Sinne.

Hier ist also eine Lücke zu constatieren. Was zwischen 36.000 und ungefähr 18 Millionen Schwingungen liegt, wird von keinem unserer Sinne wahrgenommen. Es gibt also Veränderungen in der Außenwelt, welchen kein menschliches Wahrnehmungsorgan entspricht; Vorstellung und Wirklichkeit decken sich nicht.

Bei 18 Millionen Schwingungen in der Secunde tritt wiederum Fernwirkung ein, und von der Stelle, wo der letzte Ton verhallt war, breitet sich strahlende Wärme aus, die von

unserer Haut empfunden wird. Dieser Schwingungsgeschwindigkeit können aber die trägen körperlichen Atome nicht folgen, und die Bewegung geschieht nur noch an jenem feinen Stoffe, der alle materiellen Körper durchdringt und durch den ganzen Raum sich ausbreitet, dem Aether. Diese Wärme wird nun mehr und mehr gesteigert, bis endlich der Stab in schwachem Rothlichte erglüht, d. h. das Auge zu reagieren beginnt. Während nun die Wärme immer mehr und mehr sinkt und schließlich ganz verschwindet, wird der erst rothglühende Stab nacheinander gelb, grün, blau, violett, d. h. er durchläuft alle Farben des Sonnenspectrums, bis die Lichtempfindung schwächer und schwächer wird und nach dem [11] Violett das Auge zu reagieren aufhört. Es tritt wieder Nacht ein, wenn der Stab acht Billionen Schwingungen in der Secunde erreicht hat.

Die Bewegungsgeschwindigkeit kann noch weiter gesteigert werden; aber keiner unserer Sinne reagiert mehr darauf. Hier ist also abermals eine Lücke zu constatieren. Bewegungsgeschwindigkeiten von mehr als acht Billionen in der Secunde werden von uns nicht mehr wahrgenommen. Wir wissen gar nicht, wie groß diese Lücke ist, d. h. welcher Bewegungsgeschwindigkeit der Aether noch weiter fähig ist. Aber es ist nachweisbar, dass der Stab überhaupt noch in Bewegung ist, wobei er eine neue Art von Fernwirkung, die chemische ausübt.

Der durch ein Prisma geleitete Sonnenstrahl zerfällt in seine Bestandtheile, welche durch das Prisma in verschiedenem Grade von ihrer ursprünglichen, gemeinschaftlichen Richtung abgelenkt werden, und darum im Spectrum nebeneinander erscheinen, und zwar als die bekannten Regenbogenfarben: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo, Violett. Nur die genannten Strahlen besitzen die Fähigkeit, die Netzhaut des Auges zu reizen, d. h. nur diese sind sichtbar. Das Sonnenlicht erhält aber viel mehr Strahlen als die sichtbaren. Jenseits des rothen Endes des Spectrums befinden sich unsichtbare Strahlen, welche wärmen; jenseits des violetten Endes andere, welche chemisch wirken.«

Es bedarf nun wohl keines besonders scharf entwickelten Sinnes für philosophische Speculationen, um im Angesichte solcher Thatsachen welche doch das Ergebnis der exactesten Naturforschung sind, den Standpunkt des naiven Realismus endgiltig aufzugeben, der an der Meinung festhält, dass sich die Wirklichkeit mit unseren Wahrnehmungen decken muss. Wir werden im Gegentheile zu der Anschauung geführt, dass die Welt, so wie sie sich unseren Sinnen darbietet, das Product zweier Factoren ist, eines objectiven, d. i. der Inbegriff

aller Veränderungen in der Welt außer uns und eines subjectiven, d. i. unsere Art, von den Dingen afficiert zu werden und die Bearbeitung dieser Wahrnehmungen durch unseren Verstand. Man lasse die Welt außer uns, wie sie ist, verändere aber die Beschaffenheit unserer Sinnesorgane, und unser Weltbild wird zweifellos ein ganz anderes werden. Dieser Standpunkt der Weltauffassung, welcher dem Zeugnisse unserer Sinne nicht unbedingt vertraut, sondern bloß einen Functionsnexus zwischen äußeren Vorgängen und unseren Wahrnehmungen davon postuliert, ist der Standpunkt des wissenschaftlichen Realismus. Er ist als das erste Ergebnis einer mit Kritik gepaarten Orientirung über die Welt anzusehen, während der naive Realismus kritiklos ist. Indes ist auch dieser Realismus nur als [12] ein Durchgangspunkt zu bezeichnen zu dem Idealismus, dessen Grundlegung erst im letzten Kapitel dieser Abhandlung versucht werden soll, welcher das Dasein einer Welt außer unserem Bewusstsein überhaupt in Frage stellt oder wenigstens die Unbeweisbarkeit desselben lehrt.

Für unsere Betrachtungen ist an dieser Stelle zunächst eines wichtig. Der früher beschriebene Versuch D o v e s legt den Gedanken nahe, dass es im Weltall ganze Gebiete von Veränderungen gibt, die unserer Wahrnehmung gänzlich entgehen, weil uns die entsprechenden Sinnesorgane dafür fehlen. Sowohl jene Lücken, in welchen nach jenem Versuche objective Veränderungen des schwingenden Stabes stattfinden, denen keine subjectiven Wahrnehmungen correspondieren, als auch die Vermuthung, dass jenseits der oberen Grenze der größten Schwingungsintensität noch ein unermessliches Feld möglicher Sinneswahrnehmungen liegen kann, sind Belege dafür, dass unsere Sinne auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Entwicklung noch keineswegs geeignet sind, den ganzen Inhalt der Welt unserem Bewusstsein zugänglich zu machen. Die weitere Ausführung dieses Gedankens eröffnet eine weite Perspective über die Stellung des Menschen dem Weltall gegenüber in Vergangenheit und Zukunft.

Der Mensch hat in dem gegenwärtigen Zustande biologischer Entwicklung mit den ihm jetzt eigenen fünf Sinnen, dem Wahrnehmungs- und Erkenntnisvermögen ausgerüstet, gewiss nicht das erstemal die Erde betreten, sondern ist als solcher das Product einer vorausgegangenen Entwicklung, die in Zeiträumen stattgefunden hat, über deren Dauer wir nicht orientiert sind.

Die ganze Reihe organischer Wesen, welche unseren Planeten bewohnen, von der niedersten Pflanzenspecies bis zur Krone der Schöpfung – dem Menschen – lässt, so verschieden auch die einzelnen Glieder dieser Reihe sein mögen, doch eine planmäßige Höherentwicklung erkennen. Nicht nur innerhalb einer Species, sondern auch von einer Art zur anderen ist dieselbe durch Entdeckung der Zwischenglieder als verbürgt anzunehmen. Von dem dumpfen Bewusstsein des Infusionsthierchens und seinem primitiven Wahrnehmungs-Vermögen bis hinauf zu dem differenzierten Organismus der höheren Thiere und des Menschen bemerken wir das einheitliche Gesetz der Anpassung der Organismen an ihre wechselnden Lebensbedingungen und die Vervollkommnung der Einrichtungen zur Erreichung immer höherer Zwecke. Wir haben keinen Grund anzunehmen, dass die Natur bei der Vollendung, die sie dem Menschen auf seiner jetzigen Stufe zu geben gewusst, haltmachen werde.

Die weitere Entwicklung des Menschen aber kann wieder nach [13] zweifacher Richtung gedacht werden, als biologische und als historische, welche beiden Entwicklungsprocesse freilich vielfach ineinander greifen, sich unterstützen und ergänzen. Eine biologische Entwicklung des Menschen ist denkbar durch Vervollkommnung seiner Sinneswerkzeuge, die ihn zu immer höheren Leistungen befähigen, durch Verfeinerung seiner Sinne, d. i. Verschiebung der Empfindungsschwelle im Sinne größerer Wahrnehmungsfähigkeit, wodurch demselben ein immer umfangreicheres Material zur Beobachtung überantwortet und seinem Verstande zur Bearbeitung überwiesen wird. Allein es kann noch mehr geleistet werden. Unsere früheren Betrachtungen haben zur Evidenz gezeigt, dass die Beschränktheit unserer Sinne uns überhaupt nur für einen vielleicht sehr kleinen Theil von Veränderungen im Universum wahrnehmungsfähig macht. Es ist aber zum mindesten zweifelhaft, dass der Mensch mit der ihm gegenwärtig eigenen Fünffzahl der Sinne schon den Höhepunkt seiner biologischen Entwicklung erreicht hat. Nicht nur *V e r f e i- n e r u n g* sondern *V e r m e h r u n g* der Sinne steht uns vielleicht noch in Aussicht und hiedurch könnten uns ganze Erscheinungsreihen zugänglich gemacht werden, von denen wir uns jetzt so wenig eine Vorstellung machen können, wie der Blinde von den Farben. So haben wir z. B. gegenwärtig keinen Sinn, der uns Magnetismus und Electricität direct wahrnehmbar machte, sondern wir gelangen zur Kenntnis dieser Kräfte erst, wenn wir sie in äquivalente Beträge anderer Kräfte umgewandelt haben. (Du Prel. Ph. d. Mystik. p. 6.) Bedenkt man nun, was elektrische Ströme in unserem Nervenleben für eine hervorragende, wengleich noch wenig erforschte Rolle spielen, und zieht man ferner in Betracht, wie der

sogenannte thierische Magnetismus, der mit dem mineralischen zweifellos in Zusammenhang steht, so oft Ursache von manchen räthselhaften Erscheinungen des physischen und psychischen Lebens ist, (siehe Geßmann Hypnotismus und Magnetismus) so wird klar, was sich von einer Fortentwicklung unserer Sinne nach dieser Richtung noch erwarten lässt. Dass endlich wenigstens die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen bleibt, dass durch Vermehrung unserer Sinne auch unsere Raumanschauung erweiterungsfähig ist, habe ich an anderer Stelle behandelt. (Die Subjectivität des Raumes und das XI. Euklidsche Axiom. Programm der Klagenfurter Oberrealschule 1885).

An einer Höherentwicklung des Menschengeschlechtes aber wird zweifellos das Cerebralsystem am hervorragendsten betheilt sein und die Fortentwicklung des menschlichen Gehirnes ist die materielle Bedingung zu höheren Verstandesleistungen. Damit ist der Weg angedeutet zu jenem Entwicklungsprocesse, den man den historischen nennen kann. Derselbe ist freilich mit dem biologischen in untrennbarer Weise verknüpft. [14] Haben doch die Verstandesleistungen den Menschen schon so vielfach befähigt, Einblicke in Gebiete zu thun, die auch den schärfsten Sinnen unzugänglich waren, was die Erfindung des Fernrohres, des Mikroskopes und Spectralapparates beweist, durch die wir unseren schwachen Sinnen erfolgreich beizustehen vermögen.

Man mag gegen solche Betrachtungen den Vorwurf erheben, dass sie ein Znkunftsgemälde entwerfen, dessen Verwirklichung sehr zweifelhaft ist. Allerdings können wir uns kaum eine beiläufige Vorstellung machen von der Anzahl, Art und Schärfe der Sinne, wie von den Verstandeskraften, über welche der Zukunftsmensch verfügen wird. Wir beabsichtigen aber gar nicht, uns in solche Speculationen einzulassen. Doch dürfte es vorsichtig genug sein, wenn wir bloß Folgendes behaupten: Der Mensch mit seinem gegenwärtig so complicierten und differenzierten Organismus, seinem Nervensystem und zweckmäßig eingerichteten Sinnesapparaten hat wohl gewiss nicht in dieser hochentwickelten Gestalt als das erste organische Wesen die Erde betreten, sondern ist in seiner jetzigen Verfassung das Ergebnis einer langen Entwicklung, die in unbekanntem Zeiträumen stattgefunden hat. Dass dieser Entwicklungsprocess nun mit einemmale einen Stillstand erfahren soll, ist ein Glaube, der einen gänzlichen Mangel an weitem Blicke verräth. Da wir den Menschen eben nur so kennen, wie er gegenwärtig ist, auch seine biologische Vergangenheit vielfach in Dunkel gehüllt ist, so scheint der Gedanke an die Möglichkeit einer Fortentwicklung nicht so evident zu sein, ist aber dennoch als

festbegründet anzusehen. Von welcher Art diese Fortentwicklung sein wird, bleibt freilich ein Räthsel. Ob Vermehrung oder Verschärfung der Sinne, oder beides eintreten wird, oder ob vielleicht die Natur den Schwerpunkt der ganzen Fortentwicklung allein in das Cerebralsystem verlegen wird und der Zukunftsmensch bloß durch seine leistungsfähigere Gehirnthätigkeit Instrumente erfinden wird, durch die er seine schwachen Sinne beliebig verschärfen kann, dies vermag niemand zu entscheiden. Für die Zwecke der gegenwärtigen Abhandlung wollte ich auch die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers durch diese, bloß vorbereitenden Betrachtungen auf etwas anderes lenken.

Wir haben gesehen, dass der Mensch nicht für alle Vorgänge im Universum Wahrnehmungsfähigkeit besitzt, da ihm die entsprechenden Organe dafür fehlen. Unsere Sinne sind nur empfänglich für ein abgegrenztes Gebiet von Erscheinungen, die in der einstweilen als real vorausgesetzten, objectiven Welt stattfinden. Die große Menge von Vorgängen aber, die im Universum vor sich gehen, von denen uns unsere Sinne keine Kunde bringen, die keine bewusste Empfindung in uns veranlassen, darf aber nicht als nicht existierend angesehen werden, in [15] ihnen kann vielleicht eine zweite (neben der im ersten Capitel genannten) und wahrscheinlich noch ergiebiger Quelle für das unbewusste Geistesleben des Menschen gesucht werden. Die Gesammtheit aller jener Einwirkungen auf unseren Organismus, für welche uns die entsprechenden Organe zur directen Wahrnehmung noch gänzlich mangeln, die sich vielleicht erst im Ablaufe des biologischen Processes entwickeln werden, dieser gesammte Ursachencomplex kann wohl dem unbewussten Vorstellungsleben reichliche Nahrung zuführen. Dies leugnen zu wollen wäre geradezu ein Verstoß gegen das Causalitätsgesetz, nach welchem jede Ursache eine Wirkung nothwendig nach sich ziehen muss.

Nachdem in diesem und im vorigen Capitel angedeutet wurde, aus welchen Quellen das Unbewusste seine Nahrung schöpft, wollen wir uns in den folgenden Abschnitten mit der empirischen Analyse des unbewussten Vorstellungslebens selbst befassen und einige weitere Schlüsse daraus ziehen.

III. Das Unbewusste in der künstlerischen Production

Der gesammte Inhalt unseres Vorstellungs- und Geisteslebens ist ein so überaus reichhaltiger, dass es schwer hält, irgend eine Eintheilung desselben zu treffen. Die Durchforschung desselben bildet den Gegenstand der einzelnen besonderen Wissenschaften, welche allerdings ein solches Eintheilungsschema abgeben. Doch sind die Objecte derselben so vielfach in einander greifend, zudem befassen sich ja oft verschiedene Wissenschaften mit demselben Gegenstände, nur von verschiedenen Standpunkten aus, dass auch dieses Schema keine recht zufriedenstellende Uebersicht gewährt. Indes kann der Versuch eines architektonischen Aufbaues aller durch menschliches Denken erzielten Resultate doch seinen Ausgang davon nehmen, dass es zwei Hauptstämme gibt, an denen die menschliche Geistesthätigkeit verläuft: das reflectierende Denken und die künstlerische Production. Beide Geistesrichtungen, wenn auch in manchen Beziehungen nicht ohne eine gewisse Verwandtschaft, weisen doch in der Hauptsache so viele Verschiedenheiten, ja selbst Gegensätze auf, dass beide hier eine getrennte Besprechung, erfahren sollen. Es wird uns hier aber, neben einer ganz beiläufigen allgemeinen Charakterisierung vornehmlich nur um den Nachweis zu thun sein, dass bei beiden Stämmen Elemente vorkommen, welche ihre Entstehung im Unbewussten haben. Vorher aber sollen die beiläufigen Unterschiede beider Geistesrichtungen kurz skizziert werden.

Das reflectierende Denken ist eine Thätigkeit, welche au dem Leitfaden des Satzes vom zureichenden Grunde fortzuschreiten hat. Dieser Satz ist das oberste, in gehöriger Allgemeinheit gefasst vielleicht [16] das einzige Gesetz, das in dieser Sphäre des Denkens zu beachten ist. Alles was ist, sei es in der objectiven Welt, sei es in der Vorstellung allein, hat seinen Grund, darum es so ist. Diesen Grund zu erforschen, d. i. auf die mit Unerbittlichkeit immer und immer wiederkehrende Frage: warum? eine Antwort zu geben, dies ist der eigentliche und letzte Gegenstand alles Denkens. Die reflectierende Denkhätigkeit erfordert zu ihrer gedeihlichen Entwicklung Nüchternheit, Besonnenheit, schrittweises Vorgehen ohne jeden Sprung, mit strengster Verbindlichkeit, sich über jeden Schritt genaue Rechenschaft geben zu können. Die höchste Vollendung hat der menschliche Geist dieser Art des Denkens in der reinen Mathematik zu geben gewusst, welche hiefür das mustergültigste Beispiel und

die beste Schule ist. Die von Pädagogen zuweilen gebrauchte Phrase von dem »formalen Nutzen des mathematischen Unterrichtes« verdankt dieser Einsicht ihre Entstehung.

Wesentlich anders zu charakterisieren ist die künstlerische Production als Thätigkeit des menschlichen Intellectes. Hier gilt der für das reflectierende Denken als unabänderliche Richtschnur dienende Satz vom Grunde so gut wie nichts. In der Kunst gibt es kein »warum?« sondern nur ein »wie?« Während unsere, durch Reflexion erworbenen Erkenntnisse eine zusammenhängende Kette von Resultaten bilden, die schrittweise erworben werden mussten, erscheint jedes Kunstwerk als eine Schöpfung für sich, als ein genialer Einfall des Künstlers, dessen Ideen nicht, oder doch nicht in dem Maße anzuknüpfen haben an das, was vor ihm in demselben Gebiete schon geleistet wurde. Darum wird es auch in der Kunst voraussichtlich noch immer Genies geben, wogegen diese auf wissenschaftlichem Gebiete nothwendig immer seltener werden müssen, weil die Kenntnisse, die man sich hier erst anzueignen hat, bevor man auch nur daran denken kann, den menschlichen Geist in neue, bis dahin unbetretene Bahnen zu lenken, immer umfassendere werden. Daher ist es dem Manne von künstlerischer Begabung verhältnismäßig leicht, in seinem Gebiete originell zu sein, wogegen dies bei der großartigen extensiven Entwicklung der Wissenschaften bedeutend schwerer hält. Hingegen wird eine mehr mittelmäßige, weniger Originalität ansprechende Leistung wieder auf wissenschaftlichem Gebiete auch vom mäßigen Talente relativ leichter zu erzielen sein. Wenngleich auch der Künstler seinen Blick üben und seinen Geschmack läutern muss an der ästhetischen Betrachtung der Meisterwerke der Vergangenheit so ist er doch weit mehr unabhängig von den Vorarbeiten als der Jünger der Wissenschaft. Der Künstler kann das, was man beim Gelehrten »Literaturkenntnis« nennt, viel leichter entrathen, als dieser, und doch schöpferisch sein. Kurz, die Kunst ist ewig neu, jung, heiter, [17] freundlich, beglückend, die Wissenschaft hingegen kalt, ernst, oft düster, alt, ehrwürdig. Die Kunst gefällt sich in der Täuschung, wenn sie nur schön ist, die Wissenschaft aber sucht Wahrheit, auch wenn sie trostlos ist.

Der tief greifende Unterschied zwischen reflectierendem Denken und künstlerischer Production offenbart sich wohl auch darin, dass es selten oder nie vorkommen dürfte, hervorragende Befähigung für beiderlei Geistesrichtungen an einem Individuum vereinigt zu finden. Die Abneigung künstlerisch beanlagter Naturen gegen folgerichtiges, an der Hand des Satzes vom Grunde fortschreitendes Denken ist bekannt. Dass Goethe, der größte Lyriker aller Zeiten und aller Völker, eine nicht zu unterdrückende Abneigung gegen Mathematik

hatte, ist an manchen Stellen seiner Schriften zu ersehen («Sprüche in Prosa»). Auch der ihm eigene, gänzliche Mangel an Verständnis für mechanische Causalität, auf den Du Bois Reymond in seiner Rectoratsrede »Goethe und kein Ende« aufmerksam macht, beweist dasselbe. Unter den hervorragenden Denkern gibt es zwar viele, tief poetisch veranlagte Naturen, wie Kepler, Newton, Euler, doch zeigt sich diese Anlage mehr als Empfänglichkeit, nicht aber als Productivität. Leonardo da Vinci ist eines jener seltenen Beispiele, ein Künstler und Denker zugleich, was sich jedoch zum Theile aus dem relativ niedern Stande des mathematischen Wissens seiner Zeit erklären lässt.

Um nach dieser kurzen Abweichung zum eigentlichen Gegenstand zurückzukehren, sei bemerkt, dass das reflectierende Denken so recht eigentlich das Werk des *b e w u s s t e n* Verstandes ist, wogegen die künstlerische Production zum überwiegenden Theile aus dem Borne des *U n b e w u s s t e n* quillt. Das reflectierende Denken, wie es am höchsten ausgebildet in der reinen Mathematik anzutreffen ist, ist ein zielbewusstes Verfahren, bei welchem wir uns Schritt für Schritt der unternommenen Denkopoperationen vollinhaltlich bewusst werden, den Weg zum Resultate klar vor Augen haben und nach festen Principien und wohlgedachten Methoden zu Werke gehen. Die Methode der mathematischen Analysis in der reinen Mathematik, die Variation des Experimentes in der Naturwissenschaft sind Beispiele von jener Art des Denkens, wie sie im Bereiche der einzelnen Wissenschaften Anwendung finden und bei welcher sich der ganze geistige Process klar vor dem Bewusstsein abspielt. Wie wesentlich anders beschaffen ist doch der Vorgang bei der künstlerischen Production. Schon die gänzliche Abhängigkeit des Künstlers von der Disposition, von der Gemüthsstimmung, in der er sich während seines Schaffens befindet, ist ein Beleg dafür, dass hier das producierende Organ im Unbewussten thätig ist. Dieser [18] Gegenstand ist in sehr geistreicher Weise behandelt in Du Prels Schrift: »Psychologie der Lyrik. Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie«, worauf der Leser hier verwiesen wird. Nur weil die Bekanntschaft mit diesem beachtenswerten Werke nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann, seien die Hauptgedanken desselben in der nöthigen Kürze hier angeführt.

Die Ausdrücke »unbewusstes Denken« und »unbewusste Production« haben zweifellos etwas Paradoxes an sich. Denn das Denken ist doch etwas, das sich niemals anders als vor dem Bewusstsein abspielen kann, im anderen Falle findet es überhaupt nicht statt. Um diesen Ausdrücken in etwas den Schein der Paradoxität zu benehmen, sei etwas näher auf den Sinn eingegangen, in welchem dieselben gebraucht sind. Das *R e s u l t a t* eines

Denkprocesses, sei es welcher Art immer, ist selbstredend immer Gegenstand des Bewusstseins, allein der Weg, auf dem man zu demselben gelangt, oder die dazu nöthigen *Z w i s c h e n r e s u l t a t e* bleiben sehr häufig vor dem Bewusstsein verborgen. Bei der dichterischen Production ist dies sogar die Regel, beim abstracten Denken kommt es seltener, aber doch auch vor, wovon mehr im folgenden Capitel. Die Gestalten des Dichters sind nicht reflectiv ersonnen, sondern plötzlich aus dem Unbewussten auftauchend, über deren Kommen und Gehen er sich nicht Rechenschaft zu geben vermag. Es sind Eingebungen des Momentes, denen auch nicht einmal der Schein der Willkür anhaftet. Daher sind auch jene dichterischen Producte die besten, die dem Dichter ohne jede Mühe gelingen. Der Versuch, den psychischen Vorgang zu analysieren, durch welchen die Schöpfungen des Dichters den Weg ins Bewusstsein gefunden haben, wird gewöhnlich misslingen und zwar am sichersten bei den besten dichterischen Leistungen, weil die Quelle, aus der dieselben geschöpft sind, viel zu tief hinter dem normalen Bewusstsein liegt, viel zu sehr im innersten Kerne der menschlichen Psyche verborgen ist, als dass es so leicht sein könnte, über dieses dunkle Gebiet Licht zu verbreiten.

Den richtigen Einblick in das Wesen der unbewussten künstlerischen Production gewinnt man erst dann, wenn man die frappante Verwandtschaft dieses seelischen Vorganges mit unserem Traumleben in Betracht zieht, wie dies in der früher genannten Schrift *Du Prels* in sehr eingehender Weise geschieht. Hier müssen wir uns auf die beiläufigsten Andeutungen beschränken.

Dass das ganze Spiel der Vorstellungen im Traume dem unbewussten Geistesleben angehört, bezweifelt niemand. Die plastischen Gestalten des Traumes kommen, ziehen vorüber und gehen, ohne dass die Willkür des Träumers darauf den mindesten Einfluss hätte. Nach [19] dem allgemeinen Causalgesetze haben aber die Traumgestalt zweifellos auch ihre Ursachen, welche theils äußere Erscheinungen und Reize der peripheren Nervenenden sein können, wie etwa ein Geräusch, ein aufblitzendes Licht, ein durchdringender Geruch, oder aber es liegt die Ursache des Traumes in uns selbst. Im ersten Falle erkennt der Träumer die objective Ursache nie als solche, sondern schmückt dieselbe phantastisch aus, selbst dann, wenn, wie dies so häufig geschieht, dieser äußere Reiz zugleich die Ursache unseres Erwachens aus dem Schlafe ist. In der Mehrzahl der Fälle aber werden Träume nicht durch äußeren Anstoß, sondern durch Zustände im Innern unseres Organismus hervorgerufen, dessen vegetative Vorgänge es insbesondere sind, woraus die Traumphantasie ihre Nahrung

schöpft. Für die Thätigkeit der Traumphantasie ist es nun charakteristisch, dass dieselbe niemals zu einer abstracten Erkenntnis der Ursachen des Traumes gelangt, sondern diese symbolisch auslegt und sich dabei anschaulicher Bilder bedient. Ein abstractes Erkennen ist im Traume vollständig ausgeschlossen. Dieser Mangel an Abstraktionsvermögen erweist sich sehr deutlich an einer Wahrnehmung, die wir bei den alltäglich vorkommenden Träumen oft genug machen können. Während wir uns im wachen Zustande des Unterschiedes wohl bewusst sind, der zwischen der Wahrnehmung eines wirklich gegenwärtigen Dinges und der sogenannten »bloßen Vorstellung« eines nicht gegenwärtigen, sondern nur gedachten Gegenstandes in Bezug auf den Grad der Deutlichkeit und Anschaulichkeit stattfindet und nur eine abnorm erregte Phantasie der bloßen Vorstellung die Deutlichkeit eines Gegenstandes der directen Wahrnehmung geben kann (bei Hallucinationen), so ist das Anschauungsvermögen des Traumes ein so hoch entwickeltes, dass dort dieser Unterschied gar nicht besteht. Eine Person oder Sache, an die wir im Traume bloß denken, erscheint uns fast stets mit derselben Deutlichkeit, als ob sie wirklich da wäre. Diese außerordentliche Lebhaftigkeit der Phantasie des Träumers, die jene des wachen Bewusstseins bei weitem übertrifft, so wie auch die Unwillkürlichkeit der auftretenden Gestalten beweisen die Verwandtschaft der Traumphantasie mit der dichterischen Phantasie des Lyrikers. Hingegen ist der Traum ganz und gar nicht geeignet zur abstracten Begriffsbildung, weshalb die Lösung mathematischer und philosophischer Probleme, die vornehmlich auf Abstraction beruhen, im Traume schwerlich gelingen wird.

Mag der Traum durch irgend einen äußeren Reiz (Kältegefühl, Gehörs- oder Lichteindrücke u. s. w.) oder durch vegetative Vorgänge verursacht sein, in beiden Fällen finden wir, dass die Traumphantasie ihr Spiel beginnt und die Aufgabe übernimmt, für die dem Organismus [21] zugeführte Empfindung eine entsprechende Ursache zu construieren, auf welche jene Empfindung als Wirkung folgen würde. Ein Kältegefühl in den Füßen würde vielleicht als ein Waten durch einen Bach oder so ähnlich von der Traumphantasie erklärt werden. Dabei zeigt es sich, dass nicht etwa immer die nächstliegende Ursache zu der nöthigen Erklärung herangezogen wird, sondern die Traumphantasie holt oft sehr weit aus, und eine ganze, lange Kette von Zwischenursachen wird ersonnen, als deren Endglied erst jene erscheint, welche die Empfindung zu erklären hat. Besonders wird dies bei jenen Träumen beobachtet, deren Entstehungsursache zugleich die Erweckungsursache ist. Hiebei kommt der Traumphantasie der Umstand sehr zu statten, dass wir oft in wenigen Secunden Träume durchträumen können, deren Dauer nach dem normalen Zeitmaße gemessen oft eine

unverhältnismäßig lange zu sein scheint. Bei Opiumessern und Haschischberauschten ist diese Erscheinung besonders auffallend. Wenn wir z. B. durch ein starkes Geräusch erwachen, so haben wir oft die Erinnerung an einen sehr langen Traum, in welchem die symbolisch ausgelegte Erweckungsursache, die das Schlussereignis im Traume bildet, durch einen ganzen, zusammenhängenden Ursachencomplex vorbereitet war. Die Traumphantasie musste eben so weit ausholen, um eine zutreffende Erklärung des Schlussereignisses möglich zu machen.

Die Möglichkeit, in so kurzer Zeit Träume durchträumen zu können, die mit dem uns im Zustande des Wachens eigenen Zeitmaße gemessen, oft einen sehr langen Verlauf haben würden, beruht allein auf dem so hochentwickelten Anschauungsvermögen der Traumphantasie, worin sich eben die Verwandtschaft derselben mit der Phantasie des Dichters verräth. Würde sich der Traum, sowie das reflectierende Denken, mehr in Abstractionen bewegen, so könnte nur ein einzelner Denkcact logisch auf den andern folgen, eine Vorstellung sich in dem Nacheinander der Zeit an die andere reihen. Die reichliche Entfaltung des Anschauungsvermögens im Traume aber gestattet es, ganze B i l d e r r e i h e n auf einmal übersehen zu können, wodurch sich die Vorstellungen gewissermaßen verdichten. Wenn wir nach dem Erwachen den Traum recapitulieren, so lassen wir die im Traume mehr oder minder gleichzeitig aufgetretenen Erscheinungen einander folgen und verwandeln so das r ä u m l i c h e N e b e n e i n a n d e r i n e i n z e i t l i c h e s N a c h e i n a n d e r.

Das plötzliche Erwachen aus einem Traume, das durch eine äußere Ursache bewirkt wurde, und die Erinnerung an einen oft sehr langen Traum, der eine ganze Kette von Erlebnissen enthält, deren letztes erst die Erweckungsursache erklärt, ist gewiss etwas sehr Räthselhaftes, weil es den Anschein hat, als ob hier die Wirkung der Ursache vorangieng. [21] Die Lösung dieses Räthsels glaube ich darin zu finden, dass der Traum in dem, dem Erwachen unmittelbar folgenden, oft nur Bruchtheile von Secunden währenden Halbschlafes erst concipiert wird. Die im Traume allein mögliche Vorstellungsverdichtung gestattet es, dass derselbe oft sehr lang erscheint.

Es soll an dieser Stelle nicht vermieden werden, daran zu erinnern, dass der eben geschilderte Vorgang die Ähnlichkeit hat mit der Conceptionsweise des dramatischen Dichters. (Siehe »Du Prel, Philosophie der Mystik«, p. 88) – Ein Dichter, der den Entwurf zu

einem größeren dramatischen Werke in der Arbeit hat, wird den scenischen Aufbau desselben nicht in der Reihenfolge ersinnen, in welcher er sein Werk dem Zuschauer vorführt. Der Gang seiner Conception wird vielmehr der gerade umgekehrte sein. Der Hauptmoment seines Dramas wird es sein, der sich seiner dichterischen Phantasie zuerst aufdrängt, und die Aufgabe seiner künstlerischen Besonnenheit ist es, diesen Hauptmoment entsprechend vorzubereiten und scenisch aufzubauen. Die Lösung des Knotens bietet sich seiner schaffenden Phantasie zuerst als Eingebung des Unbewussten dar, und hinterher wird erst die Disposition entworfen und zur Schürzung des Knotens die nöthigen Veranstaltungen getroffen. Diese letztere ist ein mehr an das analytische Denken sich anlehnender Vorgang.

Ob es diesen kurzgefassten Andeutungen gelungen ist, darzuthun, welche bedeutende Rolle das Unbewusste in der künstlerischen Production spielt, muss freilich bei dem hier eingeschlagenen, mehr andeutenden Verfahren dahingestellt bleiben. Den geneigten Leser, der eingehende Belehrung hierüber wünscht, verweise ich auf Du Prels »Psychologie der Lyrik«, so wie auf einzelne Capitel von desselben Verfassers »Philosophie der Mystik«. Hier war eine sehr gedrängte Behandlung dieses Stoffes umsomehr geboten, als der Zweck gegenwärtiger Monographie eigentlich ein anderer ist, nämlich der Nachweis, dass auch beim reflectierenden Denken das Unbewusste in hervorragender Weise betheilig ist, wovon das nächste Capitel bandelt. Nur des Zusammenhanges wegen konnten die aphoristischen Andeutungen dieses Abschnittes nicht ganz übergangen werden.

VI. Das Unbewusste im reflectierenden Denken

Die abstracte Begriffsbildung beim reflectierenden Denken ist ein Process, der allerdings vollständig in die Sphäre des Bewusstseins fällt, ein Denkvorgang, der wenigstens den Schein beabsichtigter Willkür an sich trägt. Ob dieser Schein nicht in letzter Linie auf einer Täuschung beruht, haben wir hier nicht zu erörtern. Bei den [22] Schöpfungen des Künstler findet das Gegentheil statt. Sein Bilden und Schaffen hat auch

nicht einmal den S c h e i n d e r W i l l k ü r und während bei der wissenschaftlichen Arbeit allgemeinere Standpunkte durch Abstraction genommen werden, ist jede Schöpfung des Künstlers individualisiert. Anschauliche Bilder und nicht philosophische Reflexionen sind es, die der Lyriker anzuwenden hat.

Die große Verwandtschaft der dichterischen mit der Traumphantasie hat zur Folge, dass dem künstlerischen Schaffen jene Zustände günstig sind, welche mit einer träumerischen Weltauffassung Ähnlichkeit besitzen, wie z. B. der edle Rausch. Streng logischen Begriffsbildungen dagegen wäre dies abträglich; hier ist Nüchternheit und Klarheit, oft selbst eine gewisse Eindämmung der Phantasie und schwärmischer Regungen eine wesentliche Bedingung. Trotz dieses und mancher im vorigen Capitel erwähnten Unterschiede besitzen die beiden Hauptstämme menschlicher Geistesthätigkeit, die wissenschaftliche und künstlerische Production doch auch einige Verwandtschaft. Auch beim abstracten Denken darf die Phantasie nicht vollständig unbetheiligt bleiben, und das Unbewusste hat auch hier ein reiches Thätigkeitsfeld, was wir etwas näher betrachten wollen.

Beim logischen Denken herrscht das Bestreben, jene lückenlose Kette von Schlüssen, von Grund und Folge herzustellen, welche die Resultate desselben als fest und sicher begründet erscheinen lässt. Trotzdem wird dem aufmerksamen Beobachter und insbesondere dem Lehrer die Wahrnehmung nicht entgehen, dass sehr häufig einzelne Glieder dieser Kette ganz unter der Oberfläche des Bewusstseins verborgen blieben und das Endresultat des ganzen Denkprocesses auf einmal fertig dasteht. Es erfordert oft große Mühe, diese verborgenen Zwischenresultate an die Oberfläche des Bewusstseins heranzuziehen, wie jeder an sich selbst, ganz besonders aber der Lehrer an den Schülern wahrzunehmen ausreichende Gelegenheit haben wird. Ja ich bezeichne es sogar als eine der Hauptaufgaben des Pädagogen, dem Schüler die Anleitung zu geben, wie er die, unter der Oberfläche seines Bewusstseins ablaufenden Denkprocesse dem bewussten Denken einzuverleiben hat. Wie oft wird dem Lehrer die Thatsache entgegentreten, dass die Schüler auf eine an sie gerichtete Frage sogleich und sozusagen instinctiv die richtige Antwort geben, auch wenn diese nur das Endglied einer längeren Schlusskette sein kann. Fordert man dann vom Schüler auch nur die beiläufigste Analyse seines Denkvorganges, fragt man ihn, auf welchem Wege er denn wohl zu diesem Resultate gelangt sei, so ist die Antwort gewöhnlich das hartnäckigste Schweigen. Und doch lässt die Natur des Falles es oft mit Sicherheit erkennen, dass bei dem psychischen Vorgange, der sich [23] in der Seele des Schülers vollzog, Zwischenresultate benützt worden

sein mussten, die aber seinem Bewusstsein nicht gegenwärtig waren und als unter der Schwelle desselben liegend gar nicht erkannt wurden. Führt man dem Schüler dann selbst den Vorgang vor Augen, der sich in seinem Innern unbewusst abgespielt hat, so zeigt er oft großes Staunen. Wenn ich als Lehrer mathematischer Fächer das Gesagte weiter unten durch Beispiele erläutere, die größtentheils meinen eigenen Erfahrungen, also meinem Fachgegenstande entlehnt sind, so möge man mir dies verzeihen. Gewiss werden auch die übrigen Unterrichtsfächer für dieses Feld der Beobachtung reichliche Ausbeute liefern.

Das Denken in der Mathematik ist ja vornehmlich von solcher Art, dass es sich ganz besonders durch klares, zielbewusstes Operieren auszeichnen soll. Hier reiht sich Grund und Folge strenge und sprunglos aneinander, und keine Behauptung hat Anspruch auf Gültigkeit, die nicht durch zureichende Gründe bewiesen ist. Wenn nun auch diese Gattung von Erkenntnissen mehr wie jede andere durch bewusste Denkhätigkeit zustande kommt, so begegnen wir doch selbst hier Erscheinungen, die als Arbeit unbewusster Thätigkeit des Intellectes angesehen werden müssen. Dies werden mehrfache Beispiele darthun.

Gesetzt wir stellen an einen Menschen ohne jede tiefere mathematische Bildung, etwa an einen Schüler der untersten Classe die Anforderung, er solle die Zahl 17 zu irgend einer anderen Zahl hinzu addieren. Ohne irgend welche Anleitung wird derselbe bei einiger Findigkeit vielleicht bald auf den Gedanken kommen, zu dieser Zahl vorerst 20 hinzuzugeben und dann 3 wegzunehmen. Analysieren wir diesen, in der Seele des Kindes vor sich gegangenen Denkprocess, so erweist sich derselbe als eine gewiss unbewusste Anwendung jenes bekannten Lehrsatzes der Arithmetik: »Eine Differenz wird zu einer Zahl addiert, wenn man zuerst den Minuend addiert und hierauf den Subtrahend subtrahiert.« Von diesem Satze hatte der Schüler sicherlich nicht nur keine Ahnung, er würde denselben in vielen Fällen nicht einmal verstehen, wenn man versuchte, ihm denselben klar zu machen. Und doch wurde diesem Satze gemäß gehandelt. Ich frage nun : Was brachte den Schüler auf die Idee, die Zahl 17 als die Differenz $20 - 3$ aufzufassen? Wie kam er ferner dazu, einen arithmetischen Lehrsatz anzuwenden, den er doch nie gehört hat? Das Kind weiß auf solche Fragen einfach keine Antwort zu geben, und doch wurde der von ihm unbewusst erkannte Lehrsatz angewendet. Noch frappanter ist das folgende Beispiel:

Ich behandle z. B. beim elementaren Rechenunterrichte die Theilbarkeitsregeln. Nachdem dieselben hinreichend eingeübt wurden, richte [24] ich an die Schüler etwa die

Frage nach dem Theilbarkeitskennzeichen durch die Zahlen 12, 18, 36 u. s. w. Es werden sich immer selbst minder talentvolle Schüler finden, die diese Fragen ganz correct beantworten und instinctiv, ohne jedes Schwanken, augenblicklich das Richtige treffen. Man wende nicht ein, dass dies bloße Analogieschlüsse auf Grund der bereits bekannten Theilbarkeitskennzeichen sind. Dies ist keineswegs der Fall. Denn die Theilbarkeit durch 25 beruht auf wesentlich anderen Principien als jene durch 12, 18 u. s. w., von welchen Principien den Schülern zur Zeit nicht nur nichts bekannt ist, sondern deren Erkenntnis die geistige Reife derselben auf dieser Stufe des Unterrichtes weit übersteigen würde. Die Zahl 12 setzt sich sowohl ans den Factoren 2 und 6, wie auch aus jenen 3 und 4 zusammen. Die findigeren Schüler wissen recht wohl herauszufinden, dass aus der gleichzeitigen Theilbarkeit einer Zahl durch 3 und 4 sehr wohl auf die Theilbarkeit durch 12 geschlossen werden kann, wogegen der analoge Schluss für 2 und 6 nicht erlaubt ist. Dies beruht auf dem Lehrsatz: »Wenn eine Zahl durch zwei relative Primzahlen theilbar ist, so ist sie auch durch deren Product theilbar.« Dieser Satz ist den Schülern an dieser Stelle nicht nur nicht bekannt, sondern würde ihr Fassungsvermögen bedeutend übersteigen, und doch wenden sie ihn instinctiv, mit dem sicheren Gefühle eigener Überzeugung an.

Den Schülern wird die Eigenschaft zweier Nebenwinkel, sich zu 180° zu ergänzen, auseinandergesetzt. Frägt man nun die Schüler: Wenn ein Winkel 40° hat, wie groß ist sein Nebenwinkel? – so wird die richtige Antwort, 140° , selten ausbleiben. Frägt man nun weiter, wie dies gefunden wurde, so wird man in neun von zehn Fällen sicherlich die Antwort erhalten: »Weil 140 und 40 gleich 180 ist.« Es wird also hier fast stets schon die Probe auf eine vollzogene Rechnung (Subtraction) gemacht, von welcher der Schüler durchaus nichts wissen will. Und doch muss er diese Rechnung gemacht haben, da sonst nicht zu begreifen wäre, wie er das richtige Resultat gefunden haben könnte.

Sehr viele geometrische Beweise lassen sich nur durch gewisse, an der Figur zu ziehende Hilfslinien durchführen. Es ist nun gewiss merkwürdig, dass die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Hilfslinien sehr oft erst dann eingesehen werden kann, wenn der Beweis schon vollendet ist. Wir werden erst hinterher durch den Erfolg belehrt, welchen Zweck diese oder jene Hilfslinie erfüllen sollte. Es ist nun recht wohl begreiflich, wie wir die Stichhaltigkeit solcher Beweise einsehen und sie uns aneignen können, wenn uns dieselben gezeigt werden, aber es ist nicht recht einzusehen, wie wir sie selbst erfinden können. Ein bloßes Walten des Zufalles hier anzunehmen, geht nicht [25] an, weil dann nicht zu begreifen

wäre, wie man aus der unendlichen Menge möglicher Hilfslinien gerade auf den ersten Griff sogleich die richtigen herausfinden sollte. Es ist dies ein noch zu untersuchender psychischer Vorgang, eine Art Anticipation der Beweisgründe, ein geistiges Hellsehen, das ich mir etwa so erklären könnte: Der gesuchte mathematische Beweis mit allen seinen Verzweigungen und Nuancen ist dem in uns wohnenden, unbewussten Intellecte in allen seinen Details gegenwärtig. Die besondere Art der psychischen Verfassung, in der wir uns bei dem Aufsuchen eines solchen Beweises oder der Lösung einer Aufgabe befinden, bedingt es nun, dass vielleicht die Hauptmomente der ganzen Conception stark genug hervortreten, um die Schranken des Unbewussten zu durchbrechen und ins Bewusstsein zu treten. Tritt dieser Fall ein, so ist unsere Jagd nach den herbeizuziehenden Beweisgründen oder Lösungsbehelfen von Erfolg. Oft aber bleibt dieser Erfolg auch lange aus. Unser Hineindenken und Vertiefen in die Sache hat dann gewöhnlich einen rein passiven Charakter, wir harren des günstigen Momentes, in dem das oft allein noch fehlende Glied in der Kette der Vorbereitungen zu dem Beweise genügende Stärke gewinnt, um plötzlich aus dem Unbewussten aufzutauchen. Es erscheint mir diese Art des Denkens ganz besonders als eine Arbeit des unbewussten Subjectes in uns, das oft verzweifelte Anstrengungen macht, einzelnen Gliedern des Beweises eine solche Stärke zu geben, dass sie die psycho-physische Schwelle überschreiten und ins Bewusstsein treten. Die genaue Betrachtung dieses psychischen Vorganges scheint mir ein ganz entsprechender Beleg zu sein für die von D u P r e l aufgestellte Hypothese, nach welcher der Mensch in einem Subjecte zwei Personen umfasst, ein empirisches und ein transcendentes Ich, von dem das erstere nur ein Theil des letztern ist. (Philosophie der Mystik.) Die abnormen psychischen Erscheinungen des Somnambulismus und der höheren Stadien des Hypnotismus bringen die im wachen Zustande schlummernde Hälfte unseres Ich und deren latente Kräfte zur theilweisen Entfaltung.

So wie sich alle geistigen Qualitäten des Menschen durch Übung, Gewohnheit und häufigen Gebrauch entwickeln und nicht mit dem höchsten Grade erreichbarer Vollendung von Geburt aus mitgebracht werden, so ist auch das Bewusstsein eine psychische Potenz, die sich bei jedem einzelnen Individuum im Verlaufe seines Lebensprocesses erst allmählich entwickelt. Das Bewusstsein des Kindes ist in seinen ersten Lebensjahren noch ein ungemein dumpfes, das erst nach und nach zur Entfaltung heranreift und auch bei dem intelligentesten Menschen noch nicht [26] den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat. Wenn wir daher vornehmlich bei dem Unterrichte des Kindes die Wahrnehmung machen, dass sich bei seiner geistigen Thätigkeit ganze Gedankenprocesse im Unbewussten abwickeln und nur das

Endglied bewusst wird, so darf doch durchaus nicht Übersehen werden, dass sich auch der ausgereifte Verstand des sorgfältigen Selbstbeobachters sehr oft auf ähnlichen Situationen ertappen wird. Die Beschäftigung mit so vielen Fragen des alltäglichen Lebens, wie auch mit den tiefsten wissenschaftlichen Problemen erlaubt sehr häufig die Wahrnehmung, dass uns die Lösung lange Zeit hindurch durchaus nicht gelingen will, oder uns höchstens in ganz nebelhaften Umrissen vorschwebt, bis dieselbe oft plötzlich und ganz ohne unser Zutun greifbar wird und klar vor unserer Seele steht. Bei genialen Verstandes-Conceptionen und bahnbrechenden Ideen auf wissenschaftlichem Gebiete ist dies fast immer der Fall. Fast alle bedeutenden Gedanken sind zuerst als Hypothesen zur Welt gekommen, und Eduard von Hartmann bezeichnet es geradezu als den Gang der Philosophie: »Die Umwandlung mystisch genialer Conceptionen in rationelle Erkenntnis.« Solange die Idee uns noch als schwankende Gestalt vorschwebt und nicht vollständig ausgereift ist, kann sich dieselbe von den Fesseln noch nicht ganz frei machen, die ihren Eintritt ins Bewusstsein hemmen. Selbst in den exactesten Wissensgebieten treffen wir Gedankenkeime an, die ihre Wurzel im Unbewussten haben und deren Verlängerungen gewissermaßen nur die Oberfläche des Bewusstseins um ein wenig übertagen. Es sei mir erlaubt, dies durch einige typische Beispiele zu erläutern.

Zu den bestbegründeten unserer Wissenschaften gehören ohne Streitfrage die Mathematik und die theoretische Mechanik. Das oberste Princip, auf welchem unsere theoretische Mechanik aufgebaut ist, ist das Trägheitsgesetz, dessen Wortlaut ist: »Kein Körper kann ohne äußere Ursache aus dem Zustande der Ruhe in jenen der Bewegung, oder umgekehrt, übergehen, noch seinen Bewegungszustand ändern. – Forschen wir nach dem Ursprunge dieser Erkenntnis, so zeigt sich bald, dass derselbe durchaus nicht von jeder Dunkelheit frei ist. Dass das Trägheitsgesetz kein der Erfahrung erborgtes, also nicht Erkenntnis a posteriori ist, steht zweifellos fest, denn dasselbe kann sogar durch Erfahrung niemals erwiesen werden, weil die Bedingungen, unter denen es experimentell begründet werden könnte, praktisch niemals herzustellen sind. Nach diesem Gesetze müsste ein Körper, der einen Impuls zur Bewegung durch eine Momentankraft erhielt und auf den weiter keine Kraft mehr wirkt, sich in alle Ewigkeit mit stets gleichbleibender Geschwindigkeit in gerader Linie fortbewegen, was noch niemals experimentell erprobt wurde. Reine Erkenntnis a priori aber ist das [27] Trägheitsgesetz auch nicht, denn sein Inhalt ist ja eine Eigenschaft der Materie, über welche, als einen Gegenstand der Erfahrung, gar niemals etwas a priori ausgesagt werden kann. Am besten fasst die Sache jedenfalls S c h o p e n h a u e r (»Die zwei Grundprobleme der Ethik«), der das Trägheitsgesetz als die bloße Kehrseite des

Causalitätsgesetzes hinstellt, da es nichts anderes aussagt, als dass o h n e Ursache auch eine Wirkung eintreten könne. Ob man nun das Causalitätsgesetz oder das Trägheitsgesetz oben aufstellt, das eine als die Umkehrung des andern oder umgekehrt betrachtet, in beiden Fällen zeigt sich, dass wir es mit einer Erkenntnis zu thun haben, deren Wahrheit zwar nicht zu bezweifeln, deren Ursprung aber unbekannt ist und jedenfalls im Unbewussten wurzelt. Und doch ist unser ganzes Thun, Denken und praktisches Handeln, beim Menschen wie beim Thiere, dem Causalitätsgesetze gemäß, von frühester Jugend an, längst bevor wir dasselbe theoretisch erfasst haben. Alle Abrichtung und Dressur der Thiere beruht ja darauf, dass diese auf dieselbe Ursache (Ungehorsam) dieselbe Wirkung (Prügel und Strafe) erwarten, und doch wird es niemandem einfallen, zu behaupten, dass den Thieren die abstracte Erkenntnis des Causalgesetzes eigen sei. Die vom Menschen wie von Thieren gemachten Schlüsse von der Ursache auf die Wirkung und umgekehrt verlaufen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle im Unbewussten.

Ein ähnliches Bewandnis hat es mit dem für die theoretische Mechanik grundlegenden Satze vom Kräfteparallelogramm. Alle für denselben gegebenen Beweise hinterlassen einen unbewiesenen Rest, auf dem der ganze Beweis gestützt wird, nämlich das Princip der Zusammensetzung der Bewegungen, dessen Inhalt ist: Wenn auf einen Körper durch irgend eine Zeit hindurch mehrere Bewegungsursachen gleichzeitig einwirken, so befindet er sich am Ende dieser Zeit dort, wo er sich befinden würde, wenn jene Ursachen durch dieselbe Zeit nicht gleichzeitig, sondern nacheinander eingewirkt hätten. Offen oder verhüllt liegt diese Annahme allen Beweisen für das Kräfteparallelogramm zu Grunde. Dieses vorerwähnte Princip selbst aber wird nirgends bewiesen, und kein Mensch weiß, woher dasselbe eigentlich stammt. Demungeachtet aber gilt es in der Mechanik als unwidersprechlich gewiss. Ähnlich ist es auch mit dem Gesetze der Erhaltung der Kraft und der Materie. Auch dies sind keine Erfahrungssätze, ja ein empirischer Beweis dafür wäre eigentlich ganz unmöglich, es sind vielmehr metaphysische Erkenntnisse, ihrem Ursprunge nach mystische Verstandesconceptionen, welche einen verborgenen [28] Zusammenhang aufdecken, ohne dass wir uns Rechenschaft geben könnten, wie wir in deren Besitz gelangen.

Aber selbst auch die reine Mathematik, die rein aprioristische, an Klarheit und Sicherheit ihrer Erkenntnisse von keiner anderen übertroffene Wissenschaft, besitzt unter ihren Principien etliche, deren Ursprung nicht minder dunkel ist, als jener der früher genannten mechanischen Sätze. Ich zähle zu diesen in erster Reihe das von H e r m a n n

Hankel aufgestellte »Princip der Permanenz formaler Gesetze«, von welchem er selbst sagt (»Theorie der complexen Zahlen«), dass dies eigentlich ein metaphysisches Princip sei, das nicht bewiesen werden könne, das uns vielmehr bei unseren Untersuchungen nur *l e i t e t*. Der lange, unerquickliche Streit, der über einzelne Anwendungen dieses Principes, z. B. über die Multiplication mit negativen Zahlen, über Potenzen mit negativen Exponenten u. s. w. von Gelehrten, wie von Schulmännern geführt wurde, ist meines Wissens von keiner der streitenden Parteien so recht bei dem Kern der Sache gefasst worden. Der Streit dreht sich vornehmlich um die Frage, ob die Erweiterungen, welche die Definitionen des Multiplicierens und Potenzierens erfahren müssen, um auch für negative Argumente anwendbar zu sein, willkürlich sind oder nicht. Es ist nun leicht einzusehen, dass dieser Streit zu keinem rechten Resultate führen konnte, da jene Frage weder mit einem entschiedenen »Ja« noch »Nein« zu beantworten ist. Jene Definitionen sind dem äußeren Scheine nach zweifellos willkürlich, sowie ja alle mathematischen, als aus Raum und Zeit selbst construierten Begriffe das Attribut der Willkürlichkeit haben müssen, worauf ja allein die Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori beruht. Sie sind es aber von einem tieferen Standpunkte aus gefasst wieder nicht, weil man bei ihrer Construction von unbewussten, metaphysischen Principien, im gegebenen Falle von dem der Permanenz formaler Gesetze, geleitet wird. Dieses Princip gibt uns eben die unbewusste Anleitung dazu, die Erweiterung der Begriffsbestimmungen gerade so zu treffen, dass die formalen Gesetze auch nach dieser Erweiterung noch permanent bleiben. *G r a ß m a n n* meint in einer Fußnote seiner »Ausdehnungslehre von 1844« auf Pag. 8, dass es ein vergebliches Unternehmen sei, die Gültigkeit sämtlicher Lehrsätze nach vollzogener Definitionserweiterung der Operation für negative Zahlen eigens zu beweisen. Denn entweder – meint er – liegt das Permanentbleiben der formalen Gesetze schon in der Definition, dann ist der Beweis überflüssig; im anderen Falle aber wäre er unmöglich. Diese Anschauung kann meinen vollen Beifall nicht finden. Denn bei [31] der Erweiterung der Definition einer Rechnungsart für negative Zahlen ist zunächst nur das Permanentbleiben eines *e i n z i g e n f o r m a l e n G e s e t z e s* ins Auge gefasst, und ich finde etwas überaus Merkwürdiges darin, dass sich dies stets auf alle formalen Gesetze bezieht, wofür uns der Beweis keinesfalls erlassen werden darf. So wird bei der Erklärung der Potenzen mit negativen Exponenten zunächst nur die Aufrechterhaltung einer einzigen Rechnungsregel (für die Division von Potenzen derselben Wurzel) angestrebt, und doch behalten alle anderen Operationsgesetze für das neudefinierte Gebilde volle Geltung, wofür aber der Beweis eigens gegeben werden muss. Das Princip der Permanenz formaler Gesetze scheint mir ein classischer Beleg dafür zu sein,

dass der menschliche Verstand bei seinen Conceptionen durchaus nicht so frei schalten und walten kann, als dies bei oberflächlicher Beobachtung den Anschein hat, dass er vielmehr, ohne es sich bewusst zu sein, mit gebundener Marschroute marschiert und sich durch Gründe lenken und leiten lässt, die bloß latent in ihm stecken und die Schwelle seines Bewusstseins nicht überschreiten. Bei der späteren Betrachtung analoger Erscheinungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete wird sich dies noch deutlicher ausprägen.

Ein anderes, der reinen Mathematik zugehöriges Beispiel, das ich hier nicht übergehen möchte, ist die bekannte graphische Darstellung der complexen Zahlen, die meistens G a u s s zugeschrieben wird, aber eigentlich von A r g a n d herrührt, eine Theorie, die D ü h r i n g so billige Gelegenheit bot, über den Mathematikerfürsten Gauss die volle Schale seines Zornes auszugießen, indem er »mit wenig Witz und viel Behagen« jene Theorie eine »Kohlkopf- und Runkelrübengeometrie« nennt (»Grundmittel und Erfindungen«). Es ist wahr, dass diese bildliche Darstellung lateraler und complexer Zahlen noch nicht jene überzeugende und exacte Begründung erfahren hat, die wir sonst an mathematischen Speculationen gewohnt sind, und so lange eine solche noch der Zukunft vorbehalten bleibt, ist es eben schwer, solche Anmaßungen gebührend zurückzuweisen. Die graphische Darstellung der complexen Zahlen, wie sie gegenwärtig in der Mathematik geübt wird, kann einstweilen freilich nur auf den wissenschaftlichen Wert einer H y p o t h e s e ihr Anrecht geltend machen, ihre auffallende Abrundung aber lässt wohl vermuthen, dass hier mehr als ein Körnlein Wahrheit verborgen liegt, und nur die Kühnheit der Conception ist es, welche der exacten Begründung vorausgeeilt ist. Die frappante Übereinstimmung aber, welche diese Theorie mit einigen verwandten, unanfechtbaren Ergebnissen der algebraischen Analysis zeigt, [30] (Moivre'sche Binominalformel, binomische Gleichungen u. s. w.) lässt wohl vermuthen, dass die ihr angethanen Schmähungen unverdiente sind. Es scheint mir hiefür ganz besonders das Wort K a n t s (»Kritik der reinen Vernunft«) zu passen: »Es ist aber ein gewöhnliches Schicksal der menschlichen Vernunft, in der Speculation ihr Gebäude so früh wie möglich fertig zu machen und hintennach allererst zu untersuchen, ob auch der Grund dazu gut gelegt sei.« Damit bat Kant schon eine Andeutung gegeben, wie merkwürdig dunkel und verschlungen oft die Pfade sind, die der menschliche Intellect bei seinen Schöpfungen wandelt und wie es nicht so sehr die bewussten als vielmehr die unbewussten Conceptionen vornehmlich sind, die ihm bei dem systematischen Aufbaue seiner wissenschaftlichen Lehrgebäude als Leitstern dienen.

Die unbewusste Production der Ideen zeigt sich selbst auf jenen Wissensgebieten, die ihre Erkenntnisquelle allein in der Erfahrung haben. Es ist ein Verdienst der neueren Philosophie, ihr Gebäude vornehmlich auf empirisch festgestellten Thatsachen aufzubauen und jeden schädlichen Apriorismus zu verpönen. Die philosophischen Speculationen müssen sich nach den Thatsachen und nicht diese nach den philosophischen Systemen richten. Das Verdienst, diese Richtung angebahnt zu haben, wird vornehmlich und zum Theile mit Recht von den Materialisten in Anspruch genommen, wobei dieselben aber vergessen, dass der Metaphysiker *Kant* es eigentlich war, der diesen leitenden Grundsatz zuerst recht deutlich machte. Es ist nun merkwürdig, dass so viele unserer naturwissenschaftlichen Theorien (Atomistik, mechanische Wärmetheorie, Darwinismus etc.) von einzelnen Denkern längst früher, wenigstens im Keime concipiert wurden, bevor das nothwendige Thatsachenmaterial zu ihrer Begründung beisammen war. Freilich kann das Gewicht einer solchen Hypothese kein bedeutendes sein, so lange die strenge Begründung noch ausständig ist, aber die Empiristen extremster Richtung thun Unrecht, solche Speculationen bedingungslos zu verwerfen, denn es darf nicht übersehen werden, dass die Empirie vielleicht nie einen Anlass gehabt hätte, nach dieser Richtung zu forschen, wenn nicht die Prüfung einer solchen Hypothese die Anregung dazu geboten hätte. Dass aber der menschliche Verstand ohne Kenntnis des nöthigen Thatsachenmaterials solche Hypothesen überhaupt concipieren konnte, beweist, welche Rolle die unbewusste Geistesthätigkeit in der Geschichte der Wissenschaften spielt. So zeigt sich auf naturwissenschaftlichem Gebiete, dass gerade in jener Sphäre, in der man eine unbewusste Entfaltung der menschlichen Geisteskräfte am wenigsten vermuthen sollte, [31] sich diese in der auffallendsten Weise bemerkbar macht. Ich meine die Erfindung von Instrumenten und Maschinen. Jedes Werkzeug, als zunächst bestimmt, rein praktischen Zwecken zu dienen, setzt doch wohl das klare Bewusstsein seines Zweckes voraus, und dieses, sollte man meinen, müsse die Richtschnur bei seiner Erfindung gewesen sein. Dem ist nun aber nicht so. *Ernst Kapp* hat in seiner »Philosophie der Technik« den überzeugenden Beweis für die höchst bemerkenswerte Thatsache erbracht, dass alle menschlichen Werkzeuge und Maschinen unbewusste Nachbildungen oder Projectionen von Organen des menschlichen Körpers sind und dass wir die Einrichtung irgend eines solchen Organes erst dann verstehen lernen, wenn wir die entsprechende Maschine, scheinbar ganz ohne inneren Trieb, nach erfunden haben. Diesen Vorgang bei der Erfindung der technischen Instrumente nennt er »Organprojection«. So ist der Arm ein Hebel, das Gebiss eine Zange,

das Auge eine camera obscura, das Ohr ein Clavier oder eine Harfe, der äußere Gehörgang ein Hörrohr, der geöffnete Mund ein Sprachrohr, das Herz eine Pumpe, das Nervensystem ein Telegraphenapparat, zugleich aber auch ein Abbild des menschlichen Staatsorganismus mit allen seinen Ober- und Unterbehörden, von denen manche, minder wichtige Angelegenheit durch die Unterbehörde (niedere Nervencentras) im eigenen Wirkungskreise erledigt werden dürfen, andere aber der Genehmigung der Reichsregierung (Cerebralsystem) bedürfen.

Diese merkwürdige Idee zeigt mit verblüffender Klarheit, wie wenig sich der Mensch bei seiner Gedankenthätigkeit eigentlich der leitenden Motive bewusst ist, die ihn antreiben, wie sehr seine Schritte von einer unsichtbaren Hand an einem unsichtbaren Gängelbände gelenkt werden. So sehr auch sein Denken den Schein der Freiheit und der beabsichtigten Willkür haben mag, so sind es doch tausend geheimnisvolle Fäden, die ihm seine Bahnen anweisen. Wenn sich der Mensch bei seinen geistigen Fortschritten so vollständig frei dünkt, so scheint dies wohl auf einer Täuschung zu beruhen, welche daher rührt, dass er von dem sich hiebei vollziehenden Prozesse nur das Endergebnis merkt, während die vielen Zwischenglieder und Zwischenursachen, die oft von maßgebendem Einflusse gewesen sein mögen, im Meere des Unbewussten verschwinden.

Oft sind es sehr untergeordnete Äußerungen unserer Lebensthätigkeit welche die Mitbetheiligung des unbewussten Intellectes an unserem Geistesleben am deutlichsten erkennen lassen. Wenn ich über einen Graben springe, so muss ich meine Muskeln und Sehnen bis zu einem genau bestimmten Grade anspannen, mir einen Abstoß von genau bestimmter Stärke geben, um die andere Seite desselben zu erreichen. [32] Dies alles schließt die Lösung eines mechanisch-mathematischen Problems von solcher Complicirtheit in sich, dass der bewusste Verstand dasselbe zu lösen weitaus unvermögend wäre. Und doch lösen wir dasselbe durch das bloße Gefühl meist ganz glücklich. Die Accommodation des Auges, die Bewegungen beim Turnen, Fechten, Reiten, Schlittschuhlaufen involvieren mathematische Probleme, welche zu lösen sich der bewusste Verstand als viel zu schwach erweisen würde, und doch werden dieselben gelöst, selbst ohne dass wir von dem Probleme überhaupt Kenntnis haben. Der Gebrauch der Sprache geschieht ohne bewusste Anwendung der grammatischen Regeln, welche aufzufinden eine weit spätere und höhere Leistung des reflectierenden Verstandes ist. Und doch müssen alle hier verborgen liegenden Fragen irgendwo gelöst werden, was freilich tief unter der Oberfläche unseres Bewusstseins geschieht. Diese einfachen, alltäglichen Fälle beweisen bis zur Evidenz die gewaltige

Überlegenheit des unbewussten Intellectes gegenüber den Leistungen des bewussten Verstandes. Wir entnehmen gerade aus diesen Beispielen am deutlichsten, dass Erkenntnisse latent in uns vorhanden sein müssen, die aber der Entbindung aus den Fesseln des Unbewussten harren, um von unserem empirischen Ich erkannt zu werden. Ja aller geistige Fortschritt scheint überhaupt keine andere Aufgabe zu haben, als unbewusste Erkenntnisse in das Bereich des Bewusstseins heranzuziehen und sie zu bewussten Erkenntnissen zu machen. Auf dieser Umwandlung von Unbewusstem in Bewusstes scheint alles geistige Streben zu beruhen, darauf hin scheint alle Culturarbeit der Menschheit seit ihrem Beginne abzuzielen.

Wir gelangen nun zu der Betrachtung eines ganz anderen Gebietes, auf dem sich das Unbewusste in unserer Denkhätigkeit wahrnehmen lässt. Es ist eine Reihe sehr alltäglicher Erscheinungen, an denen wir eben wegen ihrer Alltäglichkeit achtlos vorüber gehen, und die doch sehr der Beachtung wert sind. Gerade der Umstand, dass die nun anzuführenden Beispiele im Leben jedes Einzelnen oft genug vorkommen und keinem specielle Sachkenntnis erfordernden Gebiete angehören, lässt vielleicht ein allgemeineres Interesse für denselben vermuthen.

Ein Feld, auf dem das unbewusste Geistesleben bedeutsamer als irgendwo auftritt, ist das Arbeitsgebiet des Gedächtnisses. Unter Gedächtnis verstehen wir jene Fähigkeit unserer Psyche, welche uns gestattet, einmal gehabte Vorstellungen wieder hervorrufen zu können. Das Wiederauftauchen solcher bereits entschwundener Vorstellungen geschieht nach dem Gesetze der Association, d. h. wenn irgend eine einmal gehabte [33] Vorstellung durch äußeren oder inneren Anlass in uns reproducirt wird, so tauchen damit in der Regel andere, mit jener irgendwie räumlich, zeitlich oder causal verknüpfte Vorstellungen gleichzeitig auf, auch wenn der Zusammenhang beider ein noch so loser zu sein scheint. Die hiedurch wachgerufenen, secundären Vorstellungen haben dann oft die Reproduction wieder anderer zur Folge, und auf diese Art wird oft eine ganze Kette von sich gegenseitig associierenden Vorstellungen ausgelöst, deren Anfangs- und Endglied oft gar keinen Zusammenhang verrathen. Ich höre z. B. irgendwo den Namen einer Stadt nennen. Ich erinnere mich infolge dessen sogleich an einen Freund, den ich in jener Stadt kennen lernte. Dieser erinnert mich an eine Persönlichkeit, die vielleicht einen ähnlich klingenden Namen hatte, diese an Gott weiß was für ein Ereignis, das mit ihr wie immer verknüpft sein mag u. s. w., bis endlich die letzte, in dieser Art erweckte Vorstellung mit der ersten in gar keinem Zusammenhange mehr zu stehen scheint und man nicht mehr recht begreift, wie man von der Vorstellung A durch die

Zwischenglieder B, C, D, ... endlich zur Vorstellung Z gekommen ist, umsomehr als es der Arbeit des associativen Gedächtnisses eigenthümlich zu sein scheint, immer an mehr nebensächliche Momente anzuknüpfen, worauf ja schließlich die ganze Mnemonik beruht. Ist man im Gespräche oder seinen eigenen Gedanken sich hingebend durch die verschiedenen Verbindungsglieder von der Vorstellung A glücklich bei jener Z angelangt, so gelingt es zuweilen, aber nicht immer, die ganze Kette nach rückwärts zu verfolgen und sich klar zu machen, wie sich dieser ganze Process abgespielt hat. Nicht immer – denn sehr häufig kommt es vor, dass in der ganzen Kette von Vorstellungsassociationen einzelne Glieder ganz im Unbewussten stecken bleiben. Sind z. B. die Vorstellungen A und B unter einander, jene B und C auch unter einander räumlich, zeitlich oder causal verknüpft, so kann es vorkommen, dass die Zwischenvorstellung B nicht ins Bewusstsein tritt und sich in meinem Gedächtnis an die Vorstellung A plötzlich die mit ihr scheinbar gar nicht zusammenhängende Vorstellung C anreihet, da die Zwischenvorstellung B, welche die Association vermittelte, meinem Bewusstsein nicht gegenwärtig ist. Es sei mir erlaubt, dies durch einige instructive Beispiele zu erläutern.

Einer meiner entfernteren Bekannten H. S. kam einst auf ziemlich räthselhafte Weise ums Leben. Darüber war reichlich ein Jahr vergangen, und ich hatte den Vorfall längst vergessen. Als ich einmal einen Kalender zur Hand nahm, fällt mir unter den, bei den einzelnen Tagen angeführten Namen jener »Hilarius« in die Augen. In eben diesem Momente kommt mir plötzlich jener früher erwähnte Todesfall ins [34] Gedächtnis, ohne dass ich mir irgend erklären konnte, wieso. Erst nach einer halben Stunde ernstlichen Nachdenkens über die Sache kam mir in Erinnerung, dass jener Verstorbene Hilarius geheißten, und diese Vorstellung war also jenes im Unbewussten stecken gebliebene Zwischenglied B.

Einer meiner Freunde theilte mir folgenden Vorfall mit: An einem kalten Wintertage war er zu Hause mit Schreiben beschäftigt, als ihn die empfindliche Kälte daran erinnert, dass das Feuer im Ofen ausgegangen war. Sofort machte er ein neues Feuer an, verweilt längere Zeit bei dem Ofen in das offene Feuer blickend und versinkt in jene traumähnliche Gemüthsverfassung, die uns bei dem starren Anblicken eines glänzenden Gegenstandes oder Feuers so leicht befällt. In der darauffolgenden Nacht hatte derselbe einen Traum, dessen Hauptperson der griechische Philosoph Heraklit war. Hierüber etwas erstaunt, schlägt er am folgenden Morgen im Conversationslexikon bei Heraklit nach, um möglicher Weise Aufschluss zu erhalten, was der Anlass zu jenem Traume gewesen sein könnte. Die Lectüre

belehrte ihn darüber, dass das Feuer das Welterklärungsprincip Heraklits gewesen sei, was er früher jedenfalls einmal wusste, aber längst vergessen hatte. Hier hat also das Feuer den äußeren Anstoß gebildet, den Traum von Heraklit zu producieren, während das Bindeglied beider Vorstellungen eine dem wachen, bewussten Ich längst entschwundene Vorstellung war.

Wie oft haben wir, wenn wir vom Hause weggehen, das unbestimmte Gefühl, etwas vergessen zu haben, und wissen doch nicht was. Oft fällt uns bald darauf der vergessene Gegenstand ein, und wir finden die zarte Mahnung des Unbewussten bestätigt, das uns die klare Vorstellung des vergessenen Gegenstandes verweigerte, das Gefühl des Vergessenhabens aber deutlich vermittelte.

In einer Gesellschaft wird etwa über einen Gegenstand debattiert, über den wir ganz conträrer Ansicht sind als die übrigen Mitglieder derselben. Wir machen Einwendungen, werden aber durch die gegnerischen Gründe, die wir nicht zu widerlegen vermögen, zum Schweigen gebracht. Nur mit Widerstreben bequemen wir uns der gegnerischen Anschauung an, deren Gründe uns zwar objectiv zulänglich erscheinen, da wir sie nicht widerlegen können, die aber zu unserer subjectiven Überzeugung nichts beitragen. Wir werden das Gefühl nicht los, dass es uns leicht sein müsste, die der unsern entgegenstehende Argumentation über den Haufen zu werfen, und doch fehlen uns die Beweisgründe dazu. Kaum haben wir der Gesellschaft missmuthig den Rücken gekehrt, so kommen die guten Gedanken wie gewöhnlich zu spät, und es fallen uns die schlagendsten Argumente ein, durch die wir unsere [35] Gegner leicht hätten entwaffnen können. Diese Gründe waren damals auch schon latent in uns, denn wir haben in jener Streitsache keine neuen Erfahrungen gemacht. Sie waren aber unter der Oberfläche des Bewusstseins verborgen. Nach Preyer (»Die Aufgabe der Naturwissenschaft«) gibt es ein dreifaches Fürwahrhalten: ein Fürwahrhalten aus zureichenden objectiven und subjectiven Gründen – Wissen; ein Fürwahrhalten aus subjectiven, ohne hinreichende objective Gründe – Glauben; endlich drittens ein Fürwahrhalten aus objectiven Gründen gegen die Einsprache der subjectiven, das übrigens genau genommen eigentlich ein Nichtfürwahrhalten ist. Dieses letztere ist eben der hier angezogene Fall, wo wir die objectiven Gründe nicht widerlegen können, da die Gegengründe, dem Bewusstsein nicht gegenwärtig sind. Ihr latentes Vorhandensein beeinflusst aber doch unser Gefühl derart, dass wir uns gegen die Annahme einer solchen Behauptung sträuben.

Die Betrachtung der unbewussten Denkhätigkeit bei den Leistungen unseres Gedächtnisses eröffnet uns überdies eine weite Perspective über so viele Erscheinungen unseres psychischen Lebens. Es ist früher gesagt worden, dass die Reproduktion der Vorstellungen nach dem Gesetze der Association vermittelt wird, wobei es vorkommen kann, dass einzelne Glieder im Unbewussten verborgen bleiben. Darin dürfte aber auch der Schlüssel zur Erklärung des so oft beobachteten plötzlichen Auftauchens von scheinbar ganz unvermittelten Vorstellungen zu suchen sein. So tritt uns oft plötzlich irgend ein Ereignis unseres Lebens ins Gedächtnis, ohne dass wir wissen, durch welche verwandte Vorstellung hier eine Vermittlung eingeleitet worden sein könnte. Namentlich das plötzliche Einfallen von längst vergessenen Melodien verdient hier Erwähnung, die wir oft Tage vorher in unsere Erinnerung zurückzurufen uns vergeblich abmühten. Es scheint mir fast keinem Zweifel unterworfen zu sein, dass diese Vorstellungen keineswegs so unvermittelt auftauchen, als wir meinen, dass auch hier stets eine Anknüpfung an irgend eine vorher gegenwärtige Vorstellung stattgefunden hat, nur bleiben hier vielleicht mehrere Glieder B, C, D ... der ganzen Erinnerungskette im Unbewussten verborgen, was der Sache den Schein des unvermittelten Auftretens verleiht. Auch möchte ich an dieser Stelle der landläufigen Ansicht entgegentreten, welche meint, als sei das Hervorrufen und Gegenwärtigmachen irgend einer Vorstellung, die natürlich reproductionsfähig sein muss, das heißt noch nicht ganz vergessen wurde, ein Act der Willkür. Ich könnte also, wie man sich überredet, und wie der gewöhnliche, philosophisch rohe Verstand meint, aus dem Vorrathe der in [36] meinem Gedächtnisse angehäuften Vorstellungen nach Belieben ein Glied herausheben und es mir gegenwärtig machen, d. h. ich könnte jetzt an irgend ein Ereignis meines Lebens denken, an das ich gerade will. Dies scheint mir ein zwar sehr begreiflicher, aber dennoch fundamentaler Irrthum zu sein, der wohl den Schein aber nicht die Wahrheit für sich hat. Nach meinem Dafürhalten sind alle reproducirten Vorstellungen durch Association erzeugt, d. h. durch irgend einen äußern Anstoß, freilich oft auf dem Wege vielfach verzweigter Vermittlung, angeregt worden. Wenn ich also plötzlich an was immer für ein Geschehnis aus meinem Leben denke oder mich einer vergessenen Melodie erinnere, so ist dies nie ein Act der Willkür, sondern ebensowohl ursächlich bedingt, wie das Herabrollen des Steines über den Abhang. Gelingt es, die ganze Associationskette bis zu dem Anfangsgliede, dem äußeren Anstoß, zurück zu verfolgen, so ist es ohnedies evident, dass dieser psychische Vorgang kein freier war. Gelingt dies nicht, so ist dies aus dem Grunde der Fall, weil einzelne Glieder der Kette nicht ins Bewusstsein treten, die Vermittlung ist aber demungeachtet eine causal bedingte, in der nichts von Freiheit anzutreffen ist.

Es ist nun aber wohl angezeigt, um die Macht des Unbewussten gebührend würdigen zu können, darauf hinzuweisen, dass unser praktisches Handeln, zu dem wir durch Motive den Antrieb empfangen, in erster Linie durch unser Denken und im Besonderen durch die uns im Momente des Entschlusses gerade gegenwärtigen Vorstellungen bedingt ist. Haben wir in unseren bisherigen Betrachtungen gesehen, welche hervorragende Rolle das Unbewusste in unserem Vorstellungsleben und in der Gedächtnisarbeit spielt, so lässt sich in weiterer Folge daraus absehen, welchen Einfluss dasselbe auf unser Handeln ausübt, umsomehr, als nicht nur die Vorstellungen, welche sich in Motive umsetzen, sondern die Motive des Handelns selbst unbewusst bleiben können. Ein genauer Selbstbeobachter wird sich dies in vielen Fällen eingestehen müssen. Wie oft begehen wir eine Handlung mit dem vollen, klaren Bewusstsein ihrer Unzweckmäßigkeit, und doch handeln wir unserer eigenen Einsicht entgegen. Zuweilen werden uns erst später, oft nach Jahren, die Motive klar, die hiebei maßgebend waren. Wie vieler ungeschickter Handlungen schämen wir uns, und die spätere, reifere Einsicht belehrt uns erst darüber, dass das treibende Motiv vielleicht ein sehr edles gewesen ist, welches uns zur Zeit der Handlung gar nicht recht deutlich war. Umgekehrt täuschen wir uns nicht selten in selbstgefälliger und beschönigender Absicht über die wahren, nicht immer sehr uneigennütigen Motive unserer Handlungen und machen verzweifelte Anstrengungen, die Erkenntnis des wahren Sachverhaltes vor [37] dem Bewusstsein zu verhüllen, was eigentlich ein Missbrauch des unbewussten Intellectes ist. »Wir betrügen und beschmeicheln niemanden durch so feine Kunstgriffe als uns selbst«, sagt Schopenhauer.

Nach diesen Ausführungen bliebe nun wohl noch die Hauptfrage für den Physiologen übrig. Nach dem heutigen Stande dieser Wissenschaft dürfte es von keiner beachtenswerten Seite Widerspruch finden, wenn man die Behauptung ausspricht, dass es keinen psychischen Vorgang im Menschen gibt, dem nicht eine physische Veränderung seines Organismus correspondieren würde. Als das Organ des Bewusstseins hat man das Gehirn erkannt; welches ist nun aber das materielle Substrat des unbewussten Denkens? Selbstverständlich kann diese Frage nur auf dem Wege des Experimentes gelöst werden, und dieses wird wohl die Seite sein, von welcher aus eine exacte Behandlung aller hier einschlägigen Probleme zu erwarten ist. Natürlich ist dies einstweilen noch der Zukunft vorbehalten.

Die von Du Prel in der »Philosophie der Mystik« vertretene Ansicht, dass das in seinen Functionen noch überaus räthselhafte Sonnengeflecht (*plexus solaris*) bei der

Production unbewusster Vorstellungen in hervorragender Weise beteiligt sei, so dass man es geradezu als das »Organ des Unbewussten« ansehen könne, ist vorderhand wohl nur als eine geistreiche Hypothese aufzufassen, deren volle Bestätigung abzuwarten ist. Nicht zu leugnen ist, dass diese Hypothese durch viele Thatsachen gestützt wird, die sich aus der Beobachtung abnormer psychischer Phänomene, wie des Somnambulismus und der höheren Grade des Hypnotismus ergeben. In diesen Zuständen tritt überhaupt das Unbewusste zum Theile aus seiner Latenz heraus, und die unbewussten geistigen Fähigkeiten gelangen mehr zur Entfaltung. Das genaue und vorurtheilsfreie Studium dieser Abnormitäten, gegen welche sich die officielle Wissenschaft zu ihrem eigenen Nachtheile so ablehnend verhält, wird überhaupt bis auf weiteres das einzige Mittel bleiben, durch welches Licht über das dunkle Gebiet des unbewussten Denkens verbreitet werden kann. Die hier von bloß psychologischer Seite aus angestellten Betrachtungen dürften dem Leser wohl zur Genüge nahelegen, welche Fähigkeiten latent im Menschen vorhanden sind und noch der Erlösung aus den Fesseln des Unbewussten harren, nachdem doch die einfachste Bewegung des menschlichen Körpers, wie etwa der Sprung über einen Graben, eine Leistung des unbewussten Intellectes in uns verräth, welcher der bewusste Verstand des genialsten Mathematikers nicht annähernd gewachsen ist.

[38]

V. Grundlegung des Idealismus

Bei der Betrachtung der Gegenstände, welche die Objecte unserer Sinneswahrnehmungen bilden, also der »Welt außer uns«, kann man drei verschiedene Standpunkte einnehmen. Denselben correspondieren drei verschiedene Weltanschauungen, die zu bezeichnen sind als: 1. der naive Realismus, 2. der wissenschaftliche Realismus, 3. der Idealismus.

Der naive Realismus, zugleich der Standpunkt des sogenannten »gesunden Menschenverstandes« ruht auf der Voraussetzung, dass alle Gegenstände, zu deren Erkenntnis wir durch unsere Sinne gelangen, wirklich da sind und überdies auch genau so

beschaffen sind, wie sie sich unseren Sinnen darbieten. Wenn wir ein Haus, einen Baum, einen Vogel oder was immer vor uns sehen, so ist für den naiven Realisten gar kein Zweifel vorhanden, dass alle diese Dinge wirklich da sind und zwar ganz unabhängig davon, ob wir dieselben gerade wahrnehmen oder nicht. Wenn wir also das Auge zudrücken oder den Blick wegwenden, oder wenn überhaupt gar kein Mensch sie sehen würde, so wären alle diese Dinge doch wirklich vorhanden. Das Dasein der Gegenstände ist also für den naiven Realismus *u n a b h ä n g i g v o n u n s e r e m B e w u s s t s e i n d a v o n*. Und wenn selbst alle lebenden, empfindenden und wahrnehmenden Wesen plötzlich aus der Welt verschwinden würden, so blieben doch alle übrigen Gegenstände noch da; alle Planeten und Fixsterne des Universums mit ihren unorganischen Naturproducten wären vor wie nachher vorhanden.

Das heißt wohl eigentlich, der gesunde Menschenverstand kommt nicht einmal so weit, diese Behauptung gehörig zu formulieren, so selbstverständlich, so evident erscheint ihm dieselbe, und dass jemand im Ernste an diesem Sachverhalt zweifeln könne, glaubt er wohl gar nicht. Dieser naive Realismus empfiehlt sich dem menschlichen Verstande offenbar durch seine scheinbare Selbstverständlichkeit. Als nun aber die einzelnen besonderen Wissenschaften, zumal die Physik und Physiologie Fortschritte machten, musste dieser Glaube an das scheinbar Gewisseste etwas wankend werden. Nicht nur, dass durch das erweiterte Beobachtungsfeld dieser Wissenschaften sich einzelne Sinneswahrnehmungen deutlichster Art als nachweisbare Sinnestäuschungen entpuppten (wie etwa die scheinbare Bewegung der Sonne um die Erde), auch noch nach einer anderen Richtung hin wurde das Gesichtsfeld ein freieres. Der Mensch lernte die Einrichtung seiner eigenen Organe und deren Functionsweise als physikalische Apparate kennen und schöpfte hieraus die untrüglich Gewissheit, dass die Beschaffenheit derselben von sehr maßgebendem Einflusse auf die Art seiner Sinnesperceptionen sein muss, [39] dass somit unsere Vorstellungen der äußeren Objecte zum mindesten nicht allein von diesen, sondern ebenso sehr von der Qualität unserer Sinneswerkzeuge abhängen müssen. Ja die Einsicht, dass eine und dieselbe gegenständliche Welt sehr verschiedene Bilder in dem Bewusstsein zweier Wesen hervorrufen muss, die verschieden eingerichtete Organe besitzen, drängte sich mit unvermeidlicher Evidenz auf. Dieser, für den ersten Moment freilich etwas frappierende Gedanke erhielt eine wesentliche Stütze durch die philosophischen Forschungen eines *B e r k e l e y* und *K a n t*. Zeigen die bisher allein aus der naturwissenschaftlichen Sphäre herangezogenen Gründe schon, dass an der Entstehung unserer Sinneswahrnehmungen zwei Factoren mitbetheiligt sind, ein

objectiver und ein subjectiver, so musste die Einsicht in die Nothwendigkeit der scharfen Unterscheidung zwischen »Ding an sich« und »Erscheinung« umso mehr Boden gewinnen, als Kant den Nachweis erbrachte, dass Raum und Zeit keine den Dingen an sich zukommende Eigenschaften seien, sondern gänzlich dem subjectiven Factor einzuverleiben, nämlich **F o r m e n u n s e r e s B e w u s s t s e i n s** sind.

Der damit erreichte Standpunkt ist der des **w i s s e n s c h a f t l i c h e n** oder **t r a n s c e n d e n t a l e n R e a l i s m u s**, der sich von dem Zustandekommen des Weltbildes in uns etwa folgende Vorstellung macht: Es gibt eine objective Welt, die unabhängig von unserem Bewusstsein da ist. Der Mensch ist, mit Sinnesorganen und Nerven ausgerüstet, mitten in diese Welt hineingesetzt, und seine Sinne haben die Fähigkeit, durch jene supponierte objective Welt oder doch durch einen Theil derselben afficiert zu werden. Die gesammten, in der objectiven Welt stattfindenden Erscheinungen und Veränderungen bilden einen Ursachencomplex, welcher auf unsere Sinnesnerven einwirkt und in dem Träger derselben Vorstellungen erzeugt, welche mit den sie veranlassenden äußeren Objecten nicht die entfernteste Ähnlichkeit haben müssen. Zwischen der wirklichen und der von uns vorgestellten Welt findet daher nur ein Functionsnexus, ein Verhältnis der Ursache und Wirkung, nicht aber Identität oder auch nur Ähnlichkeit statt. Die Vorstellungen sind nicht **B i l d e r**, sondern nur **Z e i c h e n** der äußeren Objecte, wie **H e l m h o l t z** sagt. Die wirkliche Welt, wie sie ohne subjective Zuthat unseres Bewusstseins da ist, liegt ganz jenseits unserer Sinne und ist daher **t r a n s c e n d e n t**.

Stellt man die beiden bisher beleuchteten Weltanschauungen einander gegenüber, so kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, dass der Standpunkt des naiven Realismus trotz seiner scheinbaren Selbstverständlichkeit gegenüber den Fortschritten und Ergebnissen der Naturforschung nicht aufrecht erhalten werden kann. Denn es ist auch für [40] den philosophisch rohen Verstand eine ausgemachte Sache, dass unsere Wahrnehmungen mit so vielen subjectiven Beimischungen versehen sind, dass die Behauptung, die Dinge müssten mit unseren Vorstellungen identisch sein, als eine geradezu verwegene Hypothese erscheint. Auffallend ist es, dass gerade die großartige extensive Entwicklung der Naturwissenschaften in unserem Jahrhunderte in einzelnen Köpfen eine Weltanschauung gezeitigt hat, die vollständig auf dem Boden des naiven Realismus steht. Ich meine den **M a t e r i a l i s m u s**. Derselbe entbehrt durchaus nicht einer relativen Berechtigung, ja wir werden später sogar sehen, dass er in gewissem Sinne, sogar mit dem extremsten Idealismus ganz gut in

Harmonie zu bringen ist, sobald er seine Thesen auf jenes Gebiet einschränkt, auf dem dieselben ja unbestritten volle Geltung haben. Der große Fehler des Materialismus aber liegt in dem Übersehen des Umstandes, dass das Weltproblem gerade dort erst anfängt, wo er mit der Lösung desselben schon fertig zu sein glaubt. Gerade die Naturwissenschaften, auf deren Schultern doch der Materialismus ruht, haben den bündigen Beweis erbracht, dass die Welt und unsere Vorstellungen davon sich nicht decken, womit eben der Grund zu einem transcendentalen Realismus gelegt ist. Der Materialist aber muss aufhören, ein Anhänger seiner eigenen Lehre zu sein, sobald ihm einmal der Unterschied zwischen »Ding an sich« und Erscheinung klar geworden ist.

Eine eingehende, kritische Erwägung des hier verborgenen Problems zeigt aber, dass selbst der wissenschaftliche Realismus nicht einwandfrei ist, und dass noch eine dritte Hypothese auf ihr Erklärungsvermögen zu prüfen ist, zu welcher der transcendente Realismus nur die Vorstufe, der Durchgangspunkt ist. Dass wir in unserem Bewusstsein die Vorstellung einer Welt außer uns haben, ist die Thatsache, von der wir ausgehen. Dem naiven Verstande liegt es am nächsten, diese Welt für wirklich zu erklären. Diese Anschauung hält aber einer kritischen Prüfung nicht Stand und erwies sich als eine sehr gewagte Hypothese, trotz ihrer anscheinenden unmittelbaren Gewissheit und Selbstverständlichkeit. Die nächste Stufe der Erkenntnis war die Anschauung, dass zwischen der objectiven Welt und unseren Vorstellungen von dieser keinerlei Ähnlichkeit, sondern nur ein gewisser Zusammenhang bestehen müsse, welchem zufolge unsere Sinne durch einzelne Veränderungen in der Außenwelt gereizt werden und auf diesen Reiz entsprechend reagieren. Zur dritten Stufe der Erkenntnis aber gelangen wir, wenn wir uns die Frage vorlegen: Gibt es denn überhaupt eine objective Welt außer unserem Bewusstsein, oder ist nicht vielmehr die von uns wahrgenommene Welt überhaupt n u r in unserer Vorstellung vorhanden und außer unserem Bewusstsein gar nicht da? [41]

Der damit bezeichnete Standpunkt, nach welchem die Welt schlechthin n u r unsere Vorstellung und nichts anderes ist, heißt I d e a l i s m u s. Er ist das directe Extrem des naiven Realismus und dem gesunden Menschenverstande am wenigsten zugänglich. Allein dieser gesunde Menschenverstand hat, wie die Geschichte der Wissenschaften auf jeder ihrer Seiten beweist, schon so viele Blamagen erlebt, dass er einen guten Theil seines Credits eingebüßt hat und niemand berechtigt ist, eine Ansicht deswegen zu verwerfen, weil sie mit diesem in Widerspruch steht. Wir können daher getrost an das Werk gehen, die

idealistische Weltanschauung einmal auf ihren Gehalt zu prüfen. Diese Prüfung soll in einen negativen und in einen positiven Theil zerfallen. Im ersten wollen wir die gewöhnlichsten Einwände gegen denselben zu widerlegen versuchen, im zweiten aber directe Beweisgründe für denselben heranziehen.

Der Gedanke, dass die durch das übereinstimmende Zeugnis unserer Sinne doch so greifbar deutliche Welt nichts anderes sein soll, als eine bloße Einbildung, ein Gemälde, das unser Kopf selbst entwirft, und das in sein leeres Nichts zerfällt, sobald sich unser Auge schließt und wir von dem Schauplatze unseres Daseins abtreten, hat ganz zweifellos etwas Paradoxes an sich. Doch dies ist in jedem Falle zu bemerken, in dem es sich um die Bekanntschaft mit einer neuen Wahrheit handelt. Eine eingehende Vertiefung in jenes Problem, das die Beziehung zwischen Wirklichkeit und Vorstellung zu erörtern hat, zeigt sogar das gerade Gegentheil, dass nämlich der Realismus auf einer gänzlich unbewiesenen und willkürlichen Annahme ruht, der Idealismus hingegen weit voraussetzungsloser ist und sein Gebäude auf einem Grunde aufbaut, der wirklich thatsächlich ist, nämlich auf der Thatsache des Bewusstseins selbst. Alles kann geleugnet oder doch bezweifelt werden, nur das Ich nicht, nur das Factum nicht, dass ich denke und vorstelle. Jede andere Annahme, dass diesem meinen Vorstellen ein außer mir und unabhängig von mir Seiendes zugrunde liegt, ist willkürlich und zum mindesten eine unbewiesene Hypothese. *C a r t e s i u s*, der Vater der neueren und speciell der idealistischen Philosophie, hat dies zuerst gelehrt durch sein berühmtes »cogito, ergo sum«, welches das allein gewisse sei, während das Dasein der Welt problematisch bleibt. Demnach ist gegen den Idealismus als die voraussetzungsloseste Weltanschauung logisch schlechterdings nichts einzuwenden. Wenn solche Einwände dennoch versucht wurden, so lässt sich die wunde Stelle derselben leicht zeigen.

So ist wohl die nächstliegende Entgegnung diese: Der Idealismus behauptet, die Welt existiere nur als meine Vorstellung, und steht und fällt mit dieser. Nun kann ich mir aber mein eigenes Ich ganz wohl wegdenken, und die übrige Welt kann ohne mein Ich ganz gut fort-[42]bestehen. – Dies ist ein sehr schönes Beispiel von einem Zirkelschluss. Man darf wohl daran erinnern, dass bei dieser ganzen Argumentation es schließlich doch nur das vorstellende Subject ist, das sich diese Welt mit Weglassung des Ich noch weiter vorstellt. Somit muss gerade das, wovon ich abstrahieren will, doch noch im Hintergrunde verborgen da sein. Wenn ihr also meint, die Welt könne ohne euch auch da sein, so seid doch nur ihr es selbst, die ihr euch diese Welt ohne euer eigenes Ich vorstellt, somit gerade das, was ihr

beweisen wollten, eurer Voraussetzung zugrunde liegt. Es ist nichts anderes damit gesagt, als dass die Welt den Schein der Wirklichkeit hat, was ja niemals in Abrede gestellt wurde.

Etwas durchdachter und von mehr Gewicht erscheint der versuchte Nachweis der Realität der Außenwelt durch Berufung auf das Causalitätsgesetz, was jedoch im Grunde nur eine falsche Anwendung desselben ist. Denn wenn der Realismus in unseren Sinneswahrnehmungen Wirkungen sieht, die – nach dem Causalitätsgesetze zu schließen – Ursachen haben müssen, und in diesen Ursachen eben nichts anderes erblicken zu können glaubt als die äußeren Objecte, so ist dies, wie Schopenhauer gezeigt hat (»Welt als Wille und Vorstellung«), eine Anwendung des Causalitätsgesetzes über das Bereich seiner Gültigkeit hinaus. Dasselbe ist nämlich entweder empirischen Ursprungs oder es gehört, so wie Raum und Zeit zu den subjectiven Bedingungen unserer Erkenntnis. Ist das erste, so hätte das Causalitätsgesetz eben alle Zufälligkeit der Erfahrungserkenntnis an sich und wäre dann genau in dem Grade anzweifelbar, wie die Realität der Außenwelt überhaupt, kann also auf keinen Fall den Beweis für die letztere abgeben. Ist aber das Causalitätsgesetz subjectiven Ursprungs, also Erkenntnis a priori und zu den logischen Formen des Denkens gehörig, so ist seiner Gültigkeit ebenfalls eine Grenze gesetzt, indem es dann nur innerhalb des Bereiches der Erscheinungen angewendet werden darf, nicht aber über dasselbe hinaus. Das Causalitätsgesetz ist eben nur der einheitliche Faden, w e l c h e r d i e E r s c h e i n u n g e n u n t e r e i n a n d e r v e r b i n d e t, nicht aber den Schluss erlaubt, an seiner Hand über diese hinaus zu gehen. (Siehe Schopenhauer »Welt als Wille und Vorstellung« 2. Band, p. 12. u. 13., Brockhaus 1887).

Diese Widerlegung der Gründe, welche gegen die idealistische Weltanschauung ins Treffen geführt wurden, wird freilich wenig zur Überzeugung des Lesers beigetragen haben und konnte wohl nur der systematischen Vollständigkeit wegen hier Platz finden. Ich will aber auch dem Leser ohne jede philosophische Fachbildung an einem alltäglich zu beobachtenden Phänomen den Nachweis erbringen, dass eine idealistische [43] Weltauffassung trotz ihres befremdenden Charakters ganz wohl möglich ist und in einem sehr bekannten Falle stets geübt wird. So ganz unfassbar der Gedanke für den ersten Moment erscheinen mag, dass die ganze von uns vorgestellte Welt nur das Werk unserer eigenen Einbildung und lediglich in unserem Bewusstsein vorhanden sein soll, so frage ich doch: Hat jemals irgend wer geglaubt, dass die Gegenstände, Personen und Sachen, die uns in unseren Träumen erscheinen, realiter vorhanden sein sollen? Hat schon irgend wer daran gezweifelt,

dass unsere Traumgestalten etwas anderes als Einbildungen, von uns selbst geschaffen sind? Wenn also gegenüber den Erscheinungen unseres Traumlebens sich jedermann als Idealist verhält, warum sollte es sich mit der vermeintlichen Wirklichkeit unserer Vorstellungen des wachen Lebens anders verhalten müssen? Wenn wir im Traume eine Person oder Sache sehen, essen oder trinken oder was sonst immer thun, kommt uns dann etwa der Gedanke, dass dies alles nur Einbildung sein könnte? Keineswegs. Die Producte unserer Traumphantasie werden im Traume so gut für real gehalten, wie die Erscheinungen des wachen Lebens. Wenn nun dort der Irrthum möglich ist, warum sollte er hier nicht auch stattfinden können? Sollte etwa die Klarheit der Vorstellungen des wachen Lebens gegenüber der nebelhaften Verschwommenheit der Träume zum Gegenbeweise herangezogen werden, so müsste ich diesen Einwand zurückweisen. Der Grad der Deutlichkeit kann doch keinesfalls das Entscheidende sein, denn erstens gibt es auch Träume, die an Lebhaftigkeit den Erscheinungen des wachen Lebens nicht nachstehen, zweitens aber sind auch wache Vorstellungen oft ebenso unklar und verworren, wie so manche Träume. Das Bewusstsein des Kindes ist beispielsweise auch ein ganz dumpfes und entwickelt sich erst in den weiteren Lebensjahren durch vielfache Übung und Gewohnheit. Wer kann wissen, ob ein Jahre währender Traum uns nicht auch zu derselben Klärung der Vorstellungen, zur Einordnung und Übersichtlichkeit verhelfen könnte? Es gebriert hier nur an Raum, um darauf hinzuweisen, dass wir wahrscheinlich im tieferen Schlafe Träume haben, die ganz dieselbe Klarheit wie das wache Leben, vielleicht sogar auch einen fortlaufenden Zusammenhang wie dieses besitzen, aber der Erinnerung nicht aufbewahrt bleiben. Den Leser, der eingehendere Belehrung darüber wünscht, verweise ich auf Du Prels »Philosophie der Mystik.«

Die vielfachen Analogien zwischen dem wachen und dem Traumleben gestatten es auch noch, einen Einwand zu widerlegen, der bei oberflächlicher Betrachtung sehr leicht gegen den Idealismus erhoben werden könnte. Wenn der Idealist behauptet, der eigene Schöpfer der ganzen Welt seiner Wahrnehmungen zu sein, und an dieser Meinung [44] consequent festhält, so müsste es ihm ja leicht sein, sich diese Welt so auszumalen, wie sie seinen Wünschen entsprechen würde. Hätte also ein Idealist Hunger, so braucht er sich nur ein wohlschmeckendes Gericht vorzustellen und könnte sich leicht daran sättigen. Hat er einen geliebten Freund durch den Tod oder durch Trennung verloren, so läge es ja nur an seinem Willen, sich denselben noch gegenwärtig vorzustellen. Kurz, der Idealismus wäre das Arcanum, durch das alle Leiden des Daseins aus der Welt geschafft werden könnten, wenn nur an deren Stelle angenehme Vorstellungen produciert würden. Sollte wirklich jemand sich

in einer derartigen Widerlegung versuchen, so wäre daran zu erinnern, dass der Idealist weniger als jeder Andersgläubige geneigt wird, seine Vorstellungen für *w i l l k ü r l i c h e* zu halten. Die mir in irgend einer Situation des Lebens gerade präsenten Vorstellungen, welche ja zugestanden den Schein der Wirklichkeit haben, können durchaus nicht nach meinem Belieben durch andere vertauscht werden. Daher das praktische Leben mit allen seinen Widerwärtigkeiten, Qualen und Leiden als etwas in unserer Vorstellung, aber auch nur in dieser, durchaus Reales erkannt werden muss. Wie oft haben wir doch sehr unangenehme Träume, ohne dass der Träumer, selbst wenn er zur Besinnung gelangen würde, dass er nur der eigene Schöpfer seiner Traumgestalten ist, aus der Nothwendigkeit derselben etwas zu ändern vermöchte.

Das traumhafte Verfließen unseres Daseins ist in der poetisch schönsten Weise in dem bekannten Drama *C a l d e r o n s* »Das Leben ein Traum« dargestellt worden, und der berühmte Monolog des Prinzen Sigismund nach seinem Erwachen im Kerker ist das echte poetische Vermächtnis einer idealistischen Weltanschauung. Die wenigen Verse:

»Es träumet, wer beginnt zu steigen,
 Es träumet, wer da sorgt und rennt,
 Wer liebt und wer von Hass entbrennt;
 Kurz, auf dem weiten Erdenballe,
 Was alle sind, d a s t r ä u m e n a l l e,
 O b g l e i c h n i c h t e i n e r e s e r k e n n t« –

enthalten das Ganze der idealistischen Lehre und in Bänden, die zur Begründung und Erläuterung derselben in Lehrbüchern der Philosophie geschrieben sind, kann nicht mehr und nichts Deutlicheres gesagt werden.

Man darf überhaupt nicht vergessen, dass der Idealismus in praktischer Beziehung durchaus keine so schwärmerische Lehre ist, als es auf den ersten Anlauf erscheinen mag. Die Motive für das praktische Handeln bleiben ja ganz dieselben, ob ich mich zum Realismus oder zum [45] Idealismus bekenne, ob ich den transcendenten Hintergrund der Welt für etwas wirklich Seiendes im realistischen Sinne halte, oder ob ich unsere empirische Welt für meine Vorstellung schlechthin erkläre. Die Handlungen, die ich begehe, gehören ja dann auch mit zu diesem Vorstellungskomplex und werden nach denselben

Gesichtspunkten beurtheilt, wie die phänomenale Welt überhaupt, so wie jemand, der die Welt durch ein Glasprisma betrachtet, vermöge der parallelen Ablenkung der Lichtstrahlen alle Gegenstände um ein Stück verschoben sieht; wenn er aber mit seiner Hand nach einem dieser Gegenstände langen will, er doch dorthin greifen wird, wo er den Gegenstand sieht, da seine Hand eben um das gleiche Maß verschoben ist. So sehen wir unsere eigenen Handlungen ja auch immer durch dieselbe Brille, durch die wir die Objecte überhaupt sehen, und beurtheilen sie auch nach ganz demselben Gesichtspunkte. Ja ich behaupte sogar, dass die scheinbar extremsten Weltanschauungen, der I d e a l i s m u s und der M a t e r i a l i s m u s, ganz wohl miteinander harmonieren können und beide in ihrem Sinne richtig sind, der M a t e r i a l i s m u s jedoch im i m m a n e n t e n, der I d e a l i s m u s im t r a n s c e n d e n t e n Sinne. So lange ich in dem Bereiche der Erscheinungen bleibe und nicht nach deren transcendentem Hintergrund forsche, ist der Materialismus vollständig im Rechte, wenn er alle überhaupt wahrnehmbaren Erscheinungen, das ganze Gebiet des psychischen Lebens mit eingeschlossen, aus Kraft und Stoff allein erklären will. Es darf aber nicht vergessen werden, was selbst ein sehr materialistisch angelegter Forscher (Huxley) sagt: »Kraft und Stoff sind, so viel wir wissen, nur Namen für gewisse Formen des Bewusstseins.« Es heißt im idealistischen Sinne nicht anders, als die Natur des sich seine ganze Welt selbst erschaffenden menschlichen Geistes klar erkennen, wenn dieser sich die Erscheinungen nicht anders vorzustellen vermag, als an Kraft und Materie gebunden, welches vielleicht ebenso wie Zeit und Raum apriorische Formen der Erkenntnis sein könnten. Ich will dieses letztere nicht behaupten, aber als möglich hinstellen.

Wir wollen indes den Versuch machen, unser idealistisches Lehrgebäude noch auf einem ganz anderen, den gewöhnlichen Anschauungen zugänglicheren Grunde aufzubauen, der lediglich auf Thatsachen fußt.

Wenn uns das übereinstimmende Zeugnis unserer Sinne von dem Vorhandensein eines Gegenstandes in Kenntniss setzt, so sind wir, im gewöhnlichen Sinne gesprochen, von dessen »Wirklichkeit« überzeugt. Nun besitzt aber die menschliche Psyche die Fähigkeit, einmal gehabte Vorstellungen reproducieren zu können, welche Fähigkeit wir »Gedächtniss« nennen. So kann ich mir einen einmal gesehenen Gegenstand, eine solche Person oder Sache, auch ohne dass sie gegenwärtig wäre, wieder vorstellen, ja [46] auch andere Sinneseindrücke, wie gehörte Melodien, ein Geruch- oder Geschmackseindruck kann aus dem Gedächtniss wiederholt werden, welche Vorstellungen man dann, zum

Unterschiede von den Sinneseindrücken (vermeintlich) wirklicher Objecte »b l o ß e V o r s t e l l u n g e n« nennt. Ich behaupte nun, dass zwischen sogenannter wirklicher und bloßer Vorstellung ein lediglich g r a d u e l l e r Unterschied bezüglich der Deutlichkeit besteht und stütze diese Behauptung auf empirisch nachweisbare Thatsachen. Zur Erläuterung dieser vielleicht im ersten Augenblicke etwas befremdend klingenden Behauptung mögen die nachfolgenden Betrachtungen dienen.

Ich stelle mich zur Erzielung größtmöglicher Deutlichkeit auf den extrem empiristischen Standpunkt und bediene mich der hier üblichen Sprachweise. Mit jeder Sinneswahrnehmung ist ein physiologischer Vorgang verknüpft. Die peripheren Nervenenden werden, nach der gewöhnlichen Vorstellung, durch eine äußere Ursache gereizt und in irgend einen Zustand, wahrscheinlich den einer schwingenden Bewegung versetzt. Dieser Zustand, mag er von welcher Art immer sein, pflanzt sich zum Gehirne fort, woselbst wieder irgend welche Vorgänge physiologischer Art, die in physikalischen oder chemischen Veränderungen einzelner Theile der Gehirnssubstanz bestehen müssen, stattfinden, und das letzte Ergebnis ist das Bewusstwerden des Sinneseindruckes. Dieser ganze Process: Erregung des peripheren Nervenendes, Fortleitung zum Gehirn, physiologischer Vorgang im Gehirn und Bewusstwerden des Eindruckes ist nun zweifellos, wie viele Thatsachen beweisen, ein u m k e h r b a r e r. Das heißt: wenn es uns gelänge (was in manchen Fällen thatsächlich geschieht), durch einen Eingriff in das Innere unseres Organismus, unser Gehirn genau in jenen Zustand physiologischer Action zu versetzen, in welchem es sich bei dem Empfange irgend einer Sinneswahrnehmung befindet, so würden von innen heraus, in umgekehrter Reihenfolge die entsprechenden Theile des sensiblen Nervensystems auch in dieselben Zustände versetzt werden, als ob sie von außen angeregt würden, und in dem Träger jenes Gehirnes würde die Vorstellung desselben Gegenstandes entstehen, der, von außen wirkend, die nämlichen physiologischen Veränderungen in umgekehrter Reihenfolge hervorgerufen hätte. Wenn ich also etwa eine Blume betrachte, so entsteht von derselben zunächst durch einen optischen Vorgang auf der Retina des Auges ein Bild, hiedurch wird der Sehnerv gereizt und werden im Gehirne ganz bestimmte Veränderungen hervorgerufen, wodurch die bewusste Sinneswahrnehmung der Blume entsteht. Würde man nun durch irgend einen Eingriff in unser Gehirn dieses letztere in genau den Zustand versetzen können, in dem es sich bei Anschauung der Blume befand, so würde sich dieser [47] Zustand in centrifugaler Richtung gegen das periphere Nervende, d. h. bis zur Netzhaut fortpflanzen, die früher von außen angeregten Zustände würden sich in

entgegengesetzter Reihenfolge von innen gegen außen wiederholen und schließlich entstände bei dem genau gleichen Zustande des ganzen Sinnesapparates in dem Subjecte die Wahrnehmung derselben Blume, obwohl keine da ist. Dass dies keine Hypothese, sondern, wie ich glaube, eine unbezweifelbare Thatsache ist, beweist ja jeder unserer Träume, wo ja das eben Gesagte stattfindet und die Vorstellungen nicht von außen erregt, sondern von innen nach außen projiciert werden.

Ich behaupte aber noch mehr. Wenn ich an diesen oder jenen Gegenstand, den ich einmal sinnlich wahrgenommen habe, b l o ß d e n k e, d. h. die »bloße Vorstellung« desselben aus dem Gedächtnis reproducire, so findet nach meiner sicheren Überzeugung der früher beschriebene Process der Erregung des peripheren Nervenendes vom Gehirne aus in centrifugaler Richtung ebenfalls statt, und nur die geringere Intensität der Vorgänge (jedoch bei gleicher Qualität derselben) bedingt es, dass die »bloße Vorstellung« nicht den Grad der Deutlichkeit hat, wie die Wahrnehmungen sogenannter wirklicher Objecte. Beruht also die ganze Thätigkeit des Sensoriums etwa auf schwingender Bewegung, so wird in beiden Fällen vielleicht die Amplitude, mit der die einzelnen Theilchen schwingen, eine geringere, der Bewegungszustand sonst aber ganz derselbe sein. Oder sollten vielleicht elektrische Ströme hier die Hauptrolle spielen, so dürfte deren verschiedene Stromintensität den Unterschied zwischen »bloßer« und »wirklicher« Vorstellung bedingen. Kommt es in Ausnahmefällen vor, dass diese centrifugale Erregung die normale Intensität erlangt, so wird auch die bloße Vorstellung dieselbe anschauliche Deutlichkeit haben, wie die Sinneswahrnehmung, wie solches stattfindet bei Hallucinationen. Ein Mensch mit besonders lebhafter Phantasie (wovon es Beispiele, besonders bei Dichtern, gibt) wäre also imstande, sich jeden gedachten Gegenstand mit der Deutlichkeit eines wirklich vorhandenen vorzustellen, so dass bei ihm schließlich jeder Unterschied zwischen beiderlei Art von Vorstellungen verschwinden könnte.

Wenn wir also irgend einen Sinneseindruck aus dem Gedächtnisse recapitulieren, so ist der ganze Sinnesapparat in genau derselben physiologischen Verfassung, wie bei der thatsächlichen Wahrnehmung desselben, nur dem Grade nach abgeschwächt. Diese Theorie ließe sogar einen beiläufigen Anhaltspunkt zur physiologischen Erklärung der P h a n t a s i e gewinnen. Ein Mensch besitzt umsomehr Phantasie, je leichter es ihm ist, sein sensibles Nerversystem in centrifugaler Richtung in Thätigkeit zu setzen. – Wenn ich z. B. an eine Birne denke, so [48] stellt sich unwillkürlich ein leiser Anklang an den Geschmack derselben

ein, ein Beweis, dass auch die Geschmacksnerven vom Cerebralsystem aus in Action versetzt werden können. Der bloße Gedanke an eine Speise, mit der man sich einmal den Magen verdorben hat, kann Brechreiz, ja selbst Erbrechen hervorrufen, was wohl ein sicherer Beleg dafür ist, dass mit den bloßen Vorstellungen ein physiologischer Vorgang nicht nur im Gehirn, sondern auch im peripheren Nervensystem verbunden ist. Wenn man dem Kranken ein indifferentes Mittel eingibt und ihn glauben macht, dies sei eine heilkräftige Medicin, und wenn sich derselbe nach Einnahme dieses Mittels wohler fühlt, so behaupte ich, dass dies durchaus keine Einbildung ist, wie man gewöhnlich meint, sondern dass die bloße Vorstellung des Heilmittels thatsächlich physiologische Veränderungen im Organismus des Kranken hervorgerufen haben kann, wie ja umgekehrt der Fall erwiesen ist, dass sich jemand mit einem vermeintlichen Gift wirklich tödtete. Die frappantesten Fälle dieser Art, welche das Gesagte beweisen, bietet aber der Hypnotismus, ein Zustand, bei welchem es dem hypnotisierenden Subjecte gelingt, jede beliebige Vorstellung in seinem Objecte hervorzurufen und demselben die Deutlichkeit einer wirklichen Wahrnehmung geben.

Ich erinnere mich, schon vor vielen Jahren auf eine Thatsache aufmerksam geworden zu sein, die das Gesagte treffend illustriert. Wenn ich nämlich irgend eine Melodie bloß aus dem Gedächtnisse reproducirte, jedoch ohne dieselbe auch noch so leise vor mich hinzusummen, so bemerkte ich stets eine ganz deutliche Ermüdung meines Stimmorganes und erhöhte Thätigkeit der Lunge, nicht geringer, als ob ich sehr laut gesungen hätte. Es sind also durch die bloße Vorstellung einer Melodie nicht bloß Nerven, sondern, wie ich glauben muss, sogar Muskeln in Action getreten. Im Herbste des vorigen Jahres las ich in der »Wiener Allgemeinen Zeitung« einen sehr interessanten Artikel über »Das Denken in der Musik«, der alle diese Anschauungen durch Ergebnisse empirischer Forschung bestätigte. Leider bewahrte ich mir denselben nicht auf und bin also nicht in der Lage, den dort geführten Quellennachweis hier beibringen zu können. Der Artikel enthielt ein Fülle bemerkenswerter Thatsachen, so unter andern, dass es der physiologischen Forschung gelungen sei, e x p e r i m e n t e 11 nachzuweisen, dass bei dem bloßen Denken an eine Melodie, also etwa auch beim Componieren, die Stimmbänder in leise Schwingungen versetzt werden, der Mensch sich also des Musikinstrumentes beim Componieren unbewusst bedient, das er in seinem Organismus herumträgt: seines Stimmorganes. Natürlich ist die Thätigkeit desselben eine so zarte, dass das Ohr des Nachbars nichts davon wahrnehmen wird. Derselbe enthielt auch die Bemerkung, die ich als [49] einen sehr drastischen Beleg der hier dargelegten Anschauungen ansehe, dass der k. k. Hofburgschauspieler Lewinsky vom

bloßen Anhören anstrengender Rollen, die ihm vorgelesen werden, Anwendungen von Heiserkeit verspüre.

Die Nutzenanwendung all des Gesagten zum Beweise der idealistischen Lehre ist nunmehr wohl leicht. Drängt sich uns denn nicht sozusagen förmlich der Gedanke auf, dass es sehr wohl möglich sein könne, dass überhaupt die Vorstellung der ganzen wirklichen Welt nicht auf dem Wege von außen in unseren Kopf hinein, sondern umgekehrt entstehe, dass unser eigenes Ich nicht durch Anregung von außen, sondern aus sich selbst heraus sich seine ganze Wahrnehmungswelt selbst erschafft und construiert und dass es nur durch die verschiedenen Zustände des S u b j e c t e s bedingt ist, dass diese, in ihm selbst sich erzeugenden Vorstellungen bald die luftige Durchsichtigkeit und Mattigkeit der b l o ß e n V o r s t e l l u n g haben? Da eben Raum und Zeit, wie Kant gelehrt hat, nicht Eigenschaften der Dinge, sondern a priorische Formen der Erkenntnis sind, in welche sich jede Wahrnehmung einkleiden muss, so liegt es eben in der Natur des denkenden Subjectes, sich die von ihm selbst construierte Welt nicht anders als räumlich und zeitlich ausgedehnt, d. h. außer ihm selbst liegend vorstellen zu können.

Wenn nun nach dem bisher Gesagten die ganze vermeintlich reale Welt außer uns gar nicht da, sondern bloß unsere eigene Schöpfung, unsere Gehirnfunction ist und das nach außen projicieren eben nur eine wesentliche Eigenthümlichkeit des sich seine ganze Vorstellungswelt selbst erschaffenden Subjectes ist, so bleibt als das einzig uns zugängliche Reale allerdings nur das eigene Ich, der wirkliche und wahre Schöpfer der ganzen objectiven Welt übrig. Dies ist in der That der Standpunkt des Idealismus. Es wird nun wohl kaum nöthig sein, darauf hinzuweisen, dass man unter diesem »Ich« nicht etwa den eigenen Leib zu verstehen habe, sondern es ist klar, dass unser ganzer Körper einschließlich des Nervensystems und Gehirnes als mit zur Außenwelt gehörig anzusehen ist und mit zu jenen Objecten zählt, welche das Ich sich selbst erschafft, so wie überhaupt jede Empfindung und Wahrnehmung. Werden wir uns jedoch auch des Besitzes unseres eigenen Leibes nicht anders bewusst, als durch die Wahrnehmung der demselben zugeführten Empfindungen. Hier ist der Punkt, in welchem Materialismus und Idealismus auseinander gehen. Auch der Idealist fasst den Menschen monistisch und nicht dualistisch auf, sieht also in demselben nicht ein aus Leib und Seele bestehendes, sondern ein einheitliches Wesen. Aber der Idealist betrachtet den Geist als das primäre und sieht Materie und Kraft, somit auch den eigenen menschlichen Körper als eine Schöpfung dieses Geistes an. [50]

Es könnte zum Schlusse noch ein kleiner Zweifel zu zerstreuen sein, der sich da und dort regen könnte. Wenn, wie der Idealist sagt, die ganze Welt die Schöpfung seiner eigenen Einbildungskraft ist, wie könnte es dann überhaupt noch Probleme für denselben geben. Mein eigenes Werk muss ich doch vollkommen verstehen. So aber sehen wir Pflanzen wachsen, sehen Blumen blühen, sehen ein unermessliches Weltall vor uns, dessen Erklärung uns eigentlich vom Anfang bis zum Ende ein Räthsel ist. – Darauf hin ist zu erwidern: Das ganze bunte Mosaik unseres Gesichtsfeldes, die Gesammtheit aller unserer möglichen Erfahrungen ist eben nur zum sehr geringen Theile das Werk unseres bewussten Verstandes und wurzelt mit allen seinen letzten Verzweigungen im Unbewussten. Mithin ist uns also auch der Ursprung aller unserer Erkenntnisse, trotzdem sie unsere eigensten Schöpfungen sind, räthselhaft und dunkel, da wir selbst von unserem eigenen Ich nur die, vergleichsweise gesprochen, viel kleinere Hälfte kennen, nämlich unser empirisches Ich, während der eigentliche Kern unseres Wesens verschlossen bleibt. So wie wir, den Blick nach außen richtend, zu der Einsicht kommen, dass die Unvollkommenheit unserer Sinne uns nur für ein kleines Stück der Welt wahrnehmungsfähig macht, so wird der in die Tiefen unseres eigenen Ich, also der nach innen gerichtete Blick uns darüber belehren, dass nur der bewusste Theil desselben es ist, mit dem wir bisher Bekanntschaft gemacht haben.

Der geneigte Leser wolle nicht übersehen, dass das hier nur anhangweise entwickelte System des Idealismus einer viel ausführlicheren und gründlicheren Behandlung bedürfte, um zur vollen Evidenz gebracht zu werden. Der engbegrenzte Rahmen einer wenige Bogen umfassenden Monographie ist hiezu wohl nicht geeignet. Die Behandlung philosophischer Fragen kann immer nur dort Beifall erwarten, wo von Haus aus eine gewisse Empfänglichkeit für dieselben da ist und die idealistische Lehre hat am wenigsten Aussicht, eine gerechte Beurtheilung zu erfahren, weil sie unter allen Weltanschauungen wohl diejenige ist, welche die meisten, tief eingewurzelten alten Vorurtheile zu bekämpfen hat und dem naiven Verstande am fernsten liegt. [51]